Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Auf Riedenheim.

Von

Marie von Bunsen.

Engelhorns
Allgemeine
Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis jeden Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich. Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 M. 50 Pf.)

Ueber „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek“ schreibt das „Prager Tagblatt“:

Die Engelhornsche Bibliothek hat sich seit den vierzehn Jahren ihres Bestandes beim deutschen Lesepublikum in erfolgreichster Weise Eingang zu verschaffen gewußt, und es gibt heute kaum ein Haus, in dem nicht auch die bekannten roten Bändchen zu finden wären. Die Billigkeit im Vereine mit der tadellosen Ausstattung und der sorgfältigen, aber doch nicht engherzigen Auswahl des Gebotenen lassen diesen großen Erfolg begreiflich erscheinen — und zugleich erfreulich. Denn durch das Engelhornsche Unternehmen ist der Verbreitung jener minderwertigen und schädlichen Litteratur, die sich leider so vielfach in Haus und Familie des deutschen Mittelstandes eingenistet hatte, wirksam entgegengetreten worden. An Stelle jener seichten, abgeschmackten und den Geschmack verderbenden Lektüre gute geistige Kost gesetzt und für solche in weiten Volkskreisen das Bedürfnis geweckt zu haben, ist ein großes Verdienst der Engelhornschen Romanbibliothek. Ein weiteres Verdienst ist, daß diese — wie bereits erwähnt — ihren Lesern auch die besten fremdländischen Autoren in vortrefflichen Uebersetzungen zugänglich macht. Außer zahlreichen Werken englischer, amerikanischer und französischer Autoren finden wir in den bisherigen Jahrgängen auch die italienische, polnische, russische, skandinavische, spanische und ungarische Romanlitteratur durch hervorragende Werke vertreten.

All' dies berechtigt zu dem Wunsche, daß das Unternehmen sich auch weiterhin von demselben Streben leiten lassen möge; dann werden die beliebten „Rotröcke“ zu den vielen alten Freunden gewiß noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3.	Conway, Aus Nacht zum Licht.
4.	Praed, Zéro.
5. 6.	Gréville, Wassilissa.
7.	Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9.	Ohnet, Gräfin Sarah.
10.	Braddon, Unter der roten Fahne.
11.	Halévy, Abbé Constantin.
12.	Verga, Ihr Gatte.
13. 14.	Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15.	Theuriet, Gérards Heirat.
16.	Gréville, Dosia.
17.	Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19.	Norris, Eheglück.
20.	Kielland, Schiffer Worse.
21.	Colombi, Ein Ideal.
22.	Conway, Dunkle Tage.
23.	Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24.	Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26.	Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Steinbruch.
3.	Lindau, Helene Jung.
4.	Bret Harte, Maruja.
5.	Die Sozialisten.
6.	Halévy, Criquette.
7.	Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8.	Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10.	Farjeon, Zu fein gesponnen.
11.	Kielland, Gift.
12.	— Fortuna.
13. 14.	Ohnet, Lise Fleuron.
15.	Farina, Aus des Meeres Schaum.
16.	Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18.	Croker, Die hübsche Miß Neville.
19.	Feuillet, Die Verstorbene.
20.	Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22.	Alexander, Ihr ärgster Feind.
23.	v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24.	Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26.	Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Pemin, Die Versaillerin.
3.	Braddon, In Acht und Bann.
4.	Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6.	Malot, Lieutenant Bonnet.
7.	About, Pariser Ehen.
8.	Marrat, Hanna Warners Herz.
9. 10.	Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11.	Gréville, Savelis Büßung.
12. 13.	Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14.	Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16.	Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17.	Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18.	Reade, Ein einfach Herz.
19. 20.	Malot, Baccarat.
21.	Norris, Mein Freund Jim.
22.	Sienkiewicz, Hanna.
23.	de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25.	Conway, Lebend oder tot.
26.	de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Haggard, Eine neue Judith.
3.	Ohnet, Schwarz und Rosig.
4.	Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6.	Pemin, Jahre des Gärens.
7.	Lafontaine, Gute Kameraden.
8.	Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10.	Malot, Zita.
11.	Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12.	Voß, Kinder des Südens.
13. 14.	Fogazzaro, Daniele Cortis.
15.	Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17.	Ohnet, Sie will.
18.	v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19.	Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22.	Daudet, Der Nabob.
23.	Burnett, Der kleine Lord.
24.	Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26.	Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Kielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Sarina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
5. 6. Aïdé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20-22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfzehnter Jahrgang. Band 20.

Auf Riedenheim

und andre Erzählungen

von

Marie von Bunsen.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1899.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Auf Riedenheim.

Etwas Völkerpsychologie.

Erster Tag.

Wohnzimmer in Schloß Riedenheim; violett-samtene Stühle und Sofas mit gestickten Kissen und Schlummerrollen und reich geschnitzten Lehnen in der mißverstandenen Gotik der 1840er Jahre. Oelporträts der letztverflossenen Generation, neuere Familienphotographieen in Einmarkbazarrahmen. Auf dem großen, runden Tische vor dem Sofa eine violett-samtene Decke mit gestickter Borte; auf dem Tische liegen schwerfällige Albums und Prachtwerke. Im geschnitzten Schranke mehrere billige Klassikerausgaben, Predigtsammlungen, weiß geheftete Dummondsche Traktate. Herum liegt nur die „Kreuzzeitung" und „Ben Hur" von Wallace. Prachtvolles, spiegelglattes Parkett aus dem vorigen Jahrhundert. In den breiten Mauern bequeme, tiefe Fensterplätze; Nähtisch und Korb mit angefangenen Weihnachtsstrickereien; schöne Aussicht auf Terrasse und Park.

Gräfin-Mutter von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim (geb. Prinzessin von Schönfels. Freundliche, sanfte Züge, glattes Haar, schwarzseidenes Kleid, altmodisch große, kostbare Brosche). Noch eine Tasse, liebe Ernestine? Nach 'ner Reise kann man sich eine dritte schon gönnen!

Prinzessin Ernestine Schönfels (unverheiratet, Ende der Vierzig; unschönes, aber originelles Gesicht, vernachlässigter Anzug). Danke schön, liebe Pauline, ich bin ja überhaupt eigentlich ganz Lahmann ... Sonnenbad ... Salat ... Sandalen ... und habe die Kur nur unterbrochen, um eben (lächelnd) jetzt hier nicht zu fehlen.

Tante Betty (die in beschränkten Verhältnissen lebende Gräfin Hilberg-Sachsungen und ihre drei verblühten Komtessen, gleichzeitig).

Das war ja auch so einzig nett von Ihnen! Wir freuten uns unbeschreiblich auf Ihr Kommen!

Prinzessin. Ich werde mir doch die Ankunft der Miß Bella nicht entgehen lassen!

Gräfin-Mutter (seufzt).

Prinzessin (besorgt). Aber liebe Pauline, du schriebst doch ganz befriedigt über die Verlobung?

Gräfin-Mutter (hastig). O, gewiß, freilich ... der Eberhard liebt sie ja so ... und für amerikanische Begriffe sollen die Simpkins eine durchaus anständige Familie sein ... und eine Mitgift von sechs Millionen Mark ist doch wirklich nicht zu verachten ... besonders in diesen Zeiten ...

Tante Betty und Töchter. Besonders in diesen trostlosen Zeiten, wo niemand ein Herz für die Landwirtschaft zeigt, wo man die guten, alten Familien systematisch zu Grunde richtet!

Gräfin-Mutter (ohne auf die Unterbrechung zu achten, fortfahrend). ... Aber, du verstehst, es ist doch was so gänzlich Fremdes ... glücklicherweise sollen sie recht gut deutsch sprechen ... aber ... wer weiß, wie sie zu uns passen!

Prinzessin (welche viel gereist ist und ihre Leute kennt, im harmlosesten Tone): Nun, Ihnen, liebe Miß Marion, werden die Simpkins ja ganz heimatlich vorkommen. Engländer und Amerikaner sind doch wohl beinah' dasselbe.

Miß Marion Eversley (Mitte der Dreißig, groß, dünn, mit langen Händen und Füßen; gar nicht hübsch, aber viel Rasse, vorzüglich sitzendes Schneiderkleid; blutrot vor Aerger, jedoch ruhig). Aber, Durchlaucht! Größere Verschiedenheiten sind gar nicht denkbar!

Prinzessin. Nun, dieselbe Sprache ...

Miß Marion. Dieselbe Sprache? Nein, glücklicherweise nein! Auch bei denen, die am allerwenigsten Accent haben, höre ich den amerikanischen Tonfall bei jedem einzelnen Wort heraus, und allermeistens klingt uns ihr Sprechen geradezu grotesk und verletzend. Dann können sie kaum

zwei Sätze in wirklich reinem, idiomatischem Englisch sprechen. Entweder sind Amerikaner unterhaltend — das ist bei weitem das Günstigste — und in dem Falle gebrauchen sie den allergewöhnlichsten, häßlichsten „Slang“, oder sie thun gebildet — „cultivated“ und „hightoned“ sind ihre Lieblingsausdrücke — und dann sprechen sie geziert und pedantisch. Sie schreiben ja auch ganz anders als wir. Unter hundert Briefen in englischer Sprache würde ich die amerikanischen herausfinden und mich schwerlich einmal irren.

Prinzessin (gutmütig, mit unterdrückter Belustigung). Aber immerhin ist es die gleiche Abstammung.

Miß Marion (arm, aber die Nichte eines Lords; kalt lächelnd). O, gewiß, wie Sie es nehmen wollen. Es waren ja hochachtbare Leute, meistens Handwerker und dergleichen, welche vor zwei Jahrhunderten um ihres Glaubens willen in der „Mayflower“ auswanderten, und auf welche jetzt alle reich gewordenen Amerikaner mit Vorliebe ihren Stammbaum zurückführen möchten ... die „Mayflower“ muß recht umfangreich gewesen sein! ... Wenn Sie die Vorfahren der heutigen Millionäre näher ergründen, finden Sie ja auch neben westfälischen Bauern und skandinavischen Dienstmädchen hauptsächlich englische und irische Einwanderer. Nur nicht grade aus unseren Kreisen.

Elfriede Hilberg (achtzehnjährige, einzig unverheiratete Tochter der Gräfin-Mutter; groß und schön gebaut, regelmäßige, ansprechende Züge; noch etwas ungelenk und schüchtern; weißes, provinzielles Kleid. Küßt Miß Marion einschmeichelnd auf die Schulter). Trotz alledem will Marion aber rührend freundlich gegen die Simpkinsens sein.

Prinzessin. Na, und was sagt denn die Kleine zur neuen Schwägerin?

Elfriede. Ach, sie schrieb mir einen reizend netten Brief und hat sich durch Eberhard von mir erzählen lassen und schickt mir immer Grüße. Ich denke sie mir sehr freundlich ... und dann muß sie so entzückend hübsch aussehen.

Reichsgraf Eberhard von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim (tritt ein. Achtundzwanzig Jahre alt, frisch, groß und blond. Paradeuniform der Garde du Corps).

Alle (überrascht). Nanu?

Eberhard (etwas verlegen seine Uniform betrachtend). Ja, Bella hat es sich so ganz besonders gewünscht, sie erwähnte es in jedem Brief. . . . Allerdings kommt man sich etwas lächerlich vor. (Wechselt den Gesprächsgegenstand). Alles in Ordnung, Mamachen?

Gräfin-Mutter (mit Würde). Alles!

Desicke (der alte Haushofmeister, mit sentimentaler Betonung). Der Wagen ist vorgefahren, Herr Graf.

(Alles strömt in die schöne, helle Halle mit den geschnörkelten Stuckornamenten und dem gewundenen schmiedeeisernen Treppengeländer.)

Gräfin-Mutter (küßt Eberhard zärtlich). Gott mit dir, mein Junge!

Eberhard. Auf Wiedersehen, Mamachen! (Besteigt den etwas altmodischen, aber ganz neu auflackierten Landauer, betrachtet prüfend Kutscher und Diener in ihren Ersten-Garnitur-Livreen). Hu! Riecht ihr aber nach Naphthalin! Hoffentlich lüftet sich das bald aus.

Kutscher und Diener (entzückt lächelnd) Zu Befehl, Herr Graf.

(Der Wagen fährt fort; Eberhard grüßt vergnügt und stolz; alle winken; die Sonne scheint auf den weißen Waffenrock und den blinkenden Helm. Die Mutter wischt sich die Augen.)

Tante Betty und Töchter (schlängeln sich heran und drücken ihr ausdrucksvoll die Hand). Der liebe, prächtige Eberhard! Ach Gott, welch rührender Moment!

(Nervöse Stimmung der Zurückbleibenden; Miß Marion rupft und ordnet an Elfriedes Haar und Kleid. Erwartungsvoll steht man an den Fenstern, wo jenseits des Parkes die Stadt Riedenheim sich ausdehnt.)

Tante Betty und Töchter. Da kommt der Zug! (Alle sehen nach ihren Uhren.) Ganz pünktlich!

Elfriede (leise zu Miß Marion). Werden sie sich wohl auf dem Bahnhof küssen?

Miß Marion. Aller Wahrscheinlichkeit nach. Amerikanerinnen sind ja sehr aneignungsfähig. . . . Bei uns zu Hause thun das die Kammerdiener und Ladenmädchen.

Elfriede (vorwurfsvoll). Du wolltest ja nett sein!

Miß Marion (besänftigt). Ihr seid eben alle viel zu gut für solche herumreisende . . . (sie unterdrückt das Wort . . . Abenteurerinnen).

Tante Betty und Töchter. Jetzt müßten wir den Wagen am Ende der Lindenallee sehen . . . da da!

(Die Gräfin-Mutter wird blaß, Elfriede rot. Man stellt sich am Portal vor der Rampe auf. Der Wagen fährt vor.)

Bella Simpkins (eine schlanke, blendend hübsche, höchst elegante junge Dame, springt leicht heraus und fällt der Gräfin-Mutter in zärtlicher Ueberschwänglichkeit um den Hals. Sehr schnell). Ich fühle, als ob ich euch gekannt hätte seit Jahren . . . ich darf du zu dir sagen! . . . Ich betrachte mich schon ganz als deine Tochter und werde mich lassen schrecklich von dir tyrannisieren . . . ich bin so stolz auf solche Schwiegermama!

Gräfin-Mutter (etwas überwältigt). Meine liebe Bella, ich heiße dich herzlichst willkommen.

Bella Simpkins (küßt Elfriede). Und das ist die kleine Elfriede, jedermanns Liebling. Ich erkannte dich gleich nach der Photographie — wie ähnlich bist du Eberhard — nur, verzeih mir — nicht ganz so schön! Ist er nicht hübsch, und ist der Helm mit dem Adler nicht vollkommen ideal, und sieht er nicht gänzlich aus wie der (feierlich) regierende Reichsgraf Eberhard von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim? (Bei den letzten Worten zucken die Einheimischen etwas zusammen, aber die Vorstellungen und Begrüßungen vollziehen sich unter den freundlichsten Formen.)

Mrs. Simpkins (eine weißhaarige, elegante, distinguierte Erscheinung, sagt jedem etwas Liebenswürdiges). O, liebe Gräfin, Sie können sich nicht denken, wie schön der Empfang war. Der Bahnhof geschmückt mit Kränzen und Flaggen, die Tochter von dem Stationsmeister reichte Blumen und recitierte ein Gedicht. Und dann Ihre prachtvollen blau und gelben Livreen mit den gestickten Wappen . . . wir haben gar nicht das zu Hause.

Tante Betty und Töchter. Es sind auch die schönsten Livreen der ganzen Provinz.

Graf Jobst Hilberg-Dahnitz-Barow. (Früherer Diplomat, gut erhaltener Sechziger, Witwer, lebt in Berlin, hauptsächlich im Pariserplatz-Kasino, begrüßt die Gräfin-Mutter). Habe eine furchtbar nette Reise gehabt, erkannte die Simpkins schon in Frankfurt, setzte mich zu ihnen und habe mich vorzüglich, 1a, unterhalten. Beide ganz allerliebst, weiß gar nicht, welche ich vorziehe.

Bella Simpkins (ist mit den Begrüßungen zu Ende). Jetzt muß ich aber alles, alles sehen! Ich finde Riedenheim ganz reizend! — (strahlend) ich freue mich so darauf ... und Eberhard sprach nur immer von seiner „guten alten Klitsche".

Tante Betty und Töchter (empört). Allerdings eine etwas sonderbare Bezeichnung für Schloß Riedenheim.

Bella Simpkins (betrachtet die lebensgroßen Familienbilder an der Wand). O, wie süß ist dieser liebe alte Feldmarschall, und diese gepuderte Dame mit dem Muff und dem Windspiel und dem rosa Brokatkleid, wo der Stoff nicht ganz reichte — wer war sie?

Gräfin-Mutter. Die Urgroßmutter meines seligen Mannes, eine badische Prinzessin aus der Schwetzinger Linie.

Bella Simpkins (und ihre Mutter sehen sich an und wiederholen wie im Traum). ... Eine badische Prinzessin!

Eberhard (bescheiden). Ach, hier sind nur wenig Bilder; die Ahnengalerie ist drüben im Bankettsaal.

Bella Simpkins (wie oben). Ahnengalerie! Bankettsaal! Es ist ganz wie ein Roman!

Prinzessin (leise): Ein recht altmodischer!

Bella Simpkins (tritt auf die Rampe und betrachtet den Schloßhof). Aber das ist ja ganz unglaublich pittoresk!

Tante Betty (selbstbewußt). Es war auch schon in mehreren illustrierten Zeitungen abgebildet!

Bella Simpkins. Welches ist denn der älteste Teil?

Graf Jobst (erklärt). Also, der Turm ruht auf römischem Fundament und stammt wohl aus karolingischer Zeit; der

faſt unbewohnbare Teil links, mit der Trompetergalerie und dem Erker, iſt aus dem vierzehnten Jahrhundert, aus der Zeit des Minneſängers Eberhard von Riedenheim. Dieſer moderne Flügel hier iſt etwa hundertundfünfzig Jahre alt — der rechts mit den geſchnörkelten Giebeln ungefähr aus der Zeit des Heidelberger Otto-Heinrich-Baues.

Eberhard (entſchuldigend). Es iſt ja alles etwas heruntergekommen und baufällig.

Bella Simpkins (lächelt wohlwollend und denkt großmütig an ihre Mitgift).

Tante Betty. So ein Rieſenſchloß verſchlingt ja Unſummen — allein die vorjährige Klempnerrechnung ... (Eberhard ſieht ſie an — ſie verſtummt).

Bella Simpkins (mit Nachdruck). Ich erinnere mich kaum, daß ich jemals etwas ſo ſehr Maleriſches geſehen habe!

Gräfin-Mutter (gerührt). Ach Gott, liebes Kind!

Eberhard (küßt ihr die Hand; ſie ziehen weiter und beſichtigen Schloß und Park).

* * *

Elf Uhr nachts. Das Verlobungsmahl iſt vorüber; die Rauſtädter Hilbergs, die zwei andern Nachbarfamilien und die Superintendents ſind fort. Bella Simpkins und ihre Mutter benahmen ſich äußerſt zuvorkommend, plauderten auf das angeregteſte, waren von den vier Dienern und zwei Jägern in ihren Galalivreen, vom Fürſtenberger Porzellan und vom Familienſilber höchlichſt erbaut. — Schlafzimmer der Gräfin-Mutter, nüchtern-altmodiſches Mobiliar aus ihrer Jugendzeit; als Schmuck: eingerahmte Sprüche, Alabaſterkreuze und die Photographieen — Sterbe- und Grabbilder — all ihrer dahingeſchiedenen Verwandten. Toiletten- und Waſchtiſch denkbar einfach.

Gräfin-Mutter (lehnt ſich ermattet im Lehnſtuhl zurück).

Eberhard (ſitzt auf dem Fußende der Bettſtelle; zu ſeiner Mutter). Mais je t'en prie, renvoie donc le petit chameau.

Gräfin-Mutter (zur alten Kammerfrau Dußmann, von den Kindern des Hauſes nur „Kamelchen" benannt). Es iſt gut, Dußmann,

Sie können gehen; Komtesse Elfriede wird den Schmuck schon verschließen und für mich sorgen.

Dußmann (wünscht tief gekränkt). Unterthänige gute Nacht, Durchlaucht (und schlägt die Thür nicht geräuschlos hinter sich zu).

Eberhard (verbeißt diesmal jede Bemerkung über das „demoralisiert verzogene Hauspersonal“ und fragt in rosiger Laune). Na, Mamachen?

Gräfin-Mutter. Ach, lieber Junge, das ist ja ein bezauberndes Persönchen.

Elfriede (mit leuchtenden Augen). Sie ist das hübscheste Wesen, das ich jemals gesehen habe.

Eberhard. Auch die Schwiegermama, nicht übel, nicht wahr? Gar nicht jugendlich thuend, aber so urelegant, so unterhaltend.... Und erst Bella! Was brachte sie Zug in die Gesellschaft! Sonst ist es doch mit all den Raustädtern und Barnows und Brinkeners und gar erst Superintendents einfach zum Auswachsen, und heute verlief der Abend wirklich sehr nett.

Gräfin-Mutter. Ja, sie ist unglaublich gewandt, und was weiß sie nicht alles, und wie reizend erzählt sie.

Eberhard (steht auf; stolz). Habe ich es euch nicht gesagt! (Umarmt beide und geht).

Gräfin-Mutter und Elfriede (gleichzeitig). Was waren sie wundervoll angezogen! (Betrachten elegisch die eigenen Kleider.) Dagegen kann unsereins nicht aufkommen!

Gräfin-Mutter. Dußmann beschrieb mir ihre Sachen. Während sie bei Tisch saßen, hatte sie sich alles angesehen. Die Toiletteneinrichtung der Mutter aus getriebenem Silber, die der Bella aus Gold! Die Smaragden, die Bella heute abend trug, stammen aus dem französischen Krontresor, welcher doch kürzlich versteigert wurde. Die Diamantenschuhschnallen waren echt und gehörten der Marie Antoinette! — Dabei war sie wirklich sehr freundlich und gefällig gegen jedermann, selbst gegen Superintendents und gegen die arme Tante Betty. Nimm's mir nicht übel, daran könnte deine geliebte Miß Marion sich ein Beispiel nehmen.

Elfriede (entschuldigend). Marion ist so gerade und aufrichtig; alles kann sie vertragen, nur nicht Unwahrheit und „toodyism“, und du weißt doch, wie Tante Betty . . .

Gräfin-Mutter (seufzend). Ja, das weiß ich wohl am allerbesten — aber gegen Verwandte, besonders wenn es ihnen schlecht geht . . . Es war wirklich hübsch, wie entzückt Bella sich über alles äußerte. Gegen mich war sie überhaupt reizend, wenn sie nur etwas höflicher gegen ihre Mutter wäre!

Elfriede (erschrocken). Ja, denke dir, sie sagte mir, ihr „Páppa“ wäre ja sehr nett, aber etwas gewöhnlich; darum reisten sie in Europa lieber ohne ihn. Dagegen wäre „Mámma“, alles in allem genommen, doch recht präsentabel. Vielleicht meinte sie es nicht so!

Gräfin-Mutter. Und wenn sie nur nicht die Beine kreuzen wollte! Ich weiß ja, das ist heutzutage der Ton, und die Sibylle Fuchtenow, für welche alle Garde du Corps-Leutnants so schwärmen, ist genau ebenso. . . . Und dann! Wenn sie sich nur das Anführen vornehmer Namen abgewöhnen würde! (Beide seufzen.) Aber wenn man so bedenkt, daß sie aus Amerika kommt, und daß ihr Vater Gasöfen verkauft, ist sie doch ganz erstaunlich und hat überhaupt sehr viel für sich.

Elfriede. Und ist ein liebes Ding!

(Küssen sich und gehen schlafen.)

Zweiter Tag.

Neun Uhr morgens; das eben beendete Frühstück wurde in der beschnittenen Buchenlaube eingenommen; die Prinzessin, Mrs. Simpkins, Miß Marion, Elfriede, Tante Betty und Graf Jobst sitzen noch plaudernd und handarbeitend herum.

Gräfin-Mutter (kommt vorüber). Ich war eben bei unsrer lieben Bella; sie hatte bereits ihren Thee getrunken,

ist ganz munter und will nächstens aufstehen. (Nickt und geht weiter zu ihrem bereits auf sie lauernden Wirtschaftsfräulein.)

Tante Betty (im innigsten Brustton). Ach liebe, verehrte Mrs. Simpkins, unsre entzückende Bella ist doch nicht krank?

Mrs. Simpkins. O nein, danke Ihnen, aber Bella ist noch von gestern sehr ermüdet. Wir Amerikanerinnen sind alle neurasthenisch. Ich glaube, in Deutschland, wo man so ruhig und gesund lebt, hat man keine Ahnung, was so komplizierte Naturen sind.

(Onkel Jobst und die Prinzessin sehen sich lächelnd an; die Gräfin-Mutter geht in der Ferne mit dem Fräulein vorüber. Tante Betty steht auf und eilt ihnen nach. Die Gräfin-Mutter beschleunigt sofort ihren Schritt, wird aber eingeholt.)

Prinzessin. Ach, schließlich kenne ich doch recht viele Amerikanerinnen. (Harmlos.) In Dresden gibt es ja Unmengen.

Mrs. Simpkins (errötend und aufgeregt). O, bitte, meine liebe Prinzessin, verwechseln Sie uns nicht mit den gewöhnlichen Amerikanern. Sie können gar nicht denken, wie unbegreiflich es uns ist, wenn die gute europäische Gesellschaft, wenn sogar Leute wie der Prinz von W. Freundschaft schließt mit Menschen, mit denen wir zu Hause niemals verkehren würden, die nie, wenn sie sich auch noch so viel Mühe nehmen, in unsre Kreise dringen können.

Prinzessin (ebenso harmlos). Aber Sie sind doch Republikaner und kennen keine Standesvorurteile.

Mrs. Simpkins (etwas pathetisch). Wir sind ja viel exklusiver als Sie Europäer; gerade weil wir keine äußeren Unterschiede haben, legen wir ein so großes Gewicht auf die feine, aristokratische Bildung, die man doch fast nur findet in wirklich alten Familien.

(Elfriede sieht mit naiver Ueberraschung empor; Graf Jobst und Miß Marion suchen ihre Belustigung zu verbergen; die Prinzessin bewahrt eine unerschütterliche Fassung.)

Prinzessin. Wieso — alte Familien?

Mrs. Simpkins (würdevoll). Zu Hause weiß jedermann, daß meine Mutter die Tochter von J. T. F. Parker-Smith war, und jedermann weiß, daß die Smiths aus

Newhaven vom Gouverneur N. W. Smith stammen — (mit steigender Betonung), während die Parkers in der Mayflower herüberkamen.

(Elfriede und Miß Marion suchen plötzlich unter dem Tisch nach einem verlorenen Knäuel.)

Prinzessin. Ja, so ... Sie halten mich doch nicht für indiskret (freundlich lächelnd); wir sind ja beinah' verwandt!... Aus welcher Familie stammt Ihr Herr Vater und Ihr Herr Gemahl?

Mrs. Simpkins (äußerst peinlich berührt, aber mit der Wahrheitsliebe ihrer puritanischen Ahnen). Ja, allerdings gehören die nicht zu ganz so alten Familien. (Der Vater fing als Laufbursche an, gründete eine der erfolgreichsten New Yorker Zeitungen und endete als Senator; Mr. Simpkins begann als Barbiergehilfe, ist jetzt Besitzer der größten Gasofenfabrik der Welt, bemüht sich um den nächsten Botschafterposten, weil er sonst keine Zeit zum Reisen findet.) Aber jedermann wird Ihnen sagen, daß wir zu der allerersten Cincinnati-Gesellschaft gehören. Eine ganz neue Familie bot meiner Schwägerin, deren Mann eben alles verloren hatte, eintausend Dollars für eine Einladungskarte zu unserm Ball zu Ehren von der Infantin Maria Immaculata. Bella hat eine führende Stellung in Cincinnati. Ihr Bild mit Lebensbeschreibung war schon in mehreren Zeitungen. Zwei von ihren besten Freundinnen gehören zu den vierhundert ersten New Yorker Familien, von denen Sie wahrscheinlich gehört haben.

Prinzessin. Aber die V.s und die B.s und H.s, die doch zu den besten amerikanischen Kreisen gehören, und deren Töchter Principes und Earls und Vicomtes heiraten, sind doch anerkanntermaßen von ganz niederer Herkunft?

Mrs. Simpkins (peinlich berührt, aber wie oben). Leider können Ausländer unmöglich unsre Gesellschaft verstehen. Ja, es ist allen diesen gelungen ... aber es hat ihren Damen viel Mühe gekostet, o, sehr viel Mühe. Es ist ein Kampf ums Dasein, ein Kampf, um in die vornehme Gesellschaft hineinzukommen, durch Bildung und Talente und Liebens-

würdigkeit und Eleganz und auch — aber wirklich nicht nur — durch Geld. Darum ist das gesellige Leben so außerordentlich aufreibend, aber unsre Amerikanerinnen sind darum auch, manchmal wenigstens, wie man sagt, (fein lächelnd) so besonders gewandt und unterhaltend und energisch und elegant. Alle haben ihre Stellung zu erwerben oder zu behaupten.

Graf Jobst (der zehn Jahre lang an der Botschaft in Washington war). Ich unterschreibe jedes Wort; meiner unmaßgeblichen Meinung nach haben gnädige Frau die Sachlage vollkommen richtig geschildert.

Mrs. Simpkins (gibt dem Gespräch eine andere Wendung). Aber es ist auch nicht ganz einfach für Ausländer, Ihre Gesellschaft zu verstehen. Ich wollte immer fragen . . . was ist der „hohe Adel", und gehören die Hilbergs dazu?

(Miß Marion und Elfriede, welche dieses nicht zum erstenmal erläuterte Thema langweilt, entfernen sich eiligst.)

Graf Jobst, (die) Prinzessin (und die eben dazu gekommene) Gräfin-Mutter (gleichzeitig). . . . Das hängt also folgendermaßen zusammen . . . . . . Hätte nicht der achte Ernst August Hilberg das Fräulein von Bolmann geheiratet, so . . . . . . Im Wiener Kongreß bestimmte man, daß . . .

(Auch nach einer halben Stunde ist es der sehr gescheiten Mrs. Simpkins noch nicht klar geworden, ob, ja oder nein, die Hilbergs zum „hohen Adel" gehören.)

* * *

Elf Uhr vormittags. Terrasse; Gartenstühle mit roten, von Elfriede bestickten Kissen.

Bella Simpkins (lang ausgestreckt auf einem eigens für sie herausgebrachten Sofa; gibt ihren seidenen, spitzenbesetzten Unterrock, die durchbrochenen Strümpfe und entzückende Lackschühchen zum besten). Nun mußt du mir alles erzählen, alles über dich selbst und über was ihr thut.

Elfriede (im frischen, einfachen Waschkleidchen, stickt an einer Kaffeedecke für den Geburtstag einer Tante). Ach, das ist ja so wenig; wir leben ja so still.

Bella Simpkins. Kennt ihr denn gar keine von den Leuten hier herum?

Elfriede (erstaunt). Wir hatten ja die ganze Nachbarschaft zu gestern eingeladen!

Bella Simpkins. Nun — eure Raustädter Namensvettern, mit denen ihr euch zehn Jahre lang gezankt hattet, und zu denen ihr jetzt schrecklich feierlich seid . . . und Brinkeners, die ihr gewöhnlich findet, und die Barnows, die euch langweilen . . . und die Superintendents!

Elfriede. Ja, allerdings . . . am meisten hat man ja immer an seinen Verwandten.

Bella Simpkins (lächelnd). An Tante Betty und ihren Töchtern?

Elfriede (entschuldigend). Ach, die arme Tante Betty!

Bella Simpkins (nach einer Pause). Und ihr reist sehr wenig?

Elfriede. Fast nur zu den Verwandten in Schlesien; (einfach) es kann nicht jeder so große Reisen unternehmen.

Bella Simpkins. Aber was thut ihr denn auf Riedenheim?

Elfriede (eifrig). O, manchmal fahren wir im Jagdwagen nach Hohenberg zu unserm Förster und trinken dort Kaffee. Die Försterei liegt ganz entzückend, an einer Waldwiese, mit dem Blick auf das Thal! Und manchmal fahren wir auf das andre Gut und trinken Kaffee beim Inspektor und pflücken altmodische Blumen, Rittersporn und Akelei und Nachtviolen im Garten und holen uns frischgelegte Eier aus dem Stall. . . . Und dann fahren wir manchmal zum Hohenzollern-Restaurant, wohin die Leute aus Altstadt immer kommen, und essen dort zu Abend und fahren bei Mondschein nach Haus . . . Und dann hat man doch seine Beschäftigungen!

Bella Simpkins. Was für Beschäftigungen?

Elfriede. Nun, Weihnachtsarbeiten. Wir bescheren

neunzig Schulkindern und fünfundfünfzig Erwachsenen und außerdem noch allen Verwandten.

Bella Simpkins. O, ich bin sicher, du bist sehr philanthropisch . . . ich kenne das . . . o, wenn ich nur hätte mehr Zeit! Einige Cousinen und Freundinnen von mir sind sehr thätig; sie unterrichten Knaben und junge Männer im Holzschnitzen, sie haben Gesangklassen für Fabrikarbeiterinnen, sie lehren Hygiene in den Häusern der Armen, sie halten Sonntagsschulen, sie richten Volksbibliotheken ein und Unterhaltungsabende, sie besuchen die Hospitäler und die Armenhäuser. . . . So bist du gewiß auch?

Elfriede (ganz überwältigt). Ach nein, das alles ist bei uns nicht üblich! Wir versuchten einen Kindergottesdienst einzurichten, aber unser alter Superintendent ist prinzipiell dagegen . . . ich möchte ja sehr gern unsre Kranken besuchen, aber das ist der Mama leider zu ängstlich. . . . Ich nähe sehr viel für die Armen und brenne Sprüche in Holz für den Edelweißbazar.

Bella Simpkins (nach einer Pause). Du bist nicht musikalisch? Ich glaubte, alle Deutschen singen und spielen, aber Eberhard haßt alle Musik.

Elfriede. Ich spiele nur eben das Harmonium morgens bei der Hausandacht.

Bella Simpkins. Deutsche Frauen interessieren sich sehr wenig für Politik und allgemeine Fragen?

Elfriede. Das kann ich so wenig beurteilen. Ich glaube nicht . . . doch . . . jetzt gerade sehr für die Agrarfrage. Du solltest erst die schlesischen Tanten über die Getreidezölle sprechen hören!

Bella Simpkins (ironisch). Sind das auch wirklich Fragen von allgemeiner Bedeutung?

Elfriede (überrascht). Ich denke doch!

Bella Simpkins. Ueberhaupt deutsche Frauen teilen wohl wenig die Interessen der Männer?

Elfriede. Bei uns haben die Männer ihren Beruf und wir unsre Beschäftigungen.

Bella Simpkins. Bei uns haben sie immer — wenigstens die netten — neben ihrem Beruf eine Menge Interessen und Liebhabereien, und diese sind auch unsre; wir haben mehr Zeit dafür als die Männer. Darum leben die Männer so viel mit Frauen zusammen, und darum spielen wir eine so wichtige Rolle. (Nach einer Pause.) Malst du?

Elfriede. Ja, etwas ... so nach Vorlagen auf Porzellan und auch Ofenschirme für Geburtstage und Bazare.

Bella Simpkins. Liest du viel?

Elfriede. O ja. ... Kennst du die „Spanischen Brüder"? Es ist, glaube ich, aus dem Englischen übersetzt. Es spielt in der Inquisitionszeit und ist ganz wunderschön.

Bella Simpkins. Ich glaube beinah', ich habe es viele Jahre her bei einer alten Tante gesehen. Nein, wir lesen nicht solche Art Sachen jetzt. Heutzutage lesen wir Trilby und Lettres de Femme und Keynotes und Heavenly Twins, und alle, die sich sehr gebildet vorkommen, lesen Verlaine und Maeterlinck und Ibsen und Meredith. (Seufzend). Wenn ich nur die Zeit hätte! Aber ebenso wie ich ganz genau weiß, wie man gerade jetzt malt, ob hell und grau oder sehr bunt mit violetten und grünen Reflexen oder ganz steif und blaß wie alte Gobelins, ebenso weiß ich auch ganz genau, was von Bedeutung erscheint, und was Leute darüber sagen. Bist du nicht bei einer Leihbibliothek abonniert?

Elfriede. Leider nicht. Mama hält das für eine unnötige Ausgabe. Tante Betty und die andern Verwandten, die zum Besuch kommen, bringen ja auch immer einige Bücher mit. Nur die von Tante Ernestine Schönfels darf ich niemals lesen, die liest Mama kaum.

Bella Simpkins. Aber dann abonniere doch für dich selbst.

Elfriede. Das wäre mir zu teuer ... ich bekomme ja nur sechshundert Mark Taschengeld für Kleider und Geschenke und Briefporto und alles, alles.

Bella Simpkins (schnellt ganz aufgeregt empor). Aber das ist ganz unmöglich, das ist geradezu lächerlich.

Elfriede. Wieso? Die Jungfer macht mir alle Kleider. ...

Bella Simpkins (für sich). Das ist leider zweifellos. Schade! Man könnte alles aus der Figur machen. Wenn ich sie anständig anzöge, wäre sie fast eine Schönheit! (Laut.) Und Eberhard erzählte mir, daß eure beiden Brüder sechstausend Mark Zulage erhalten.

Elfriede. Gewiß. Dafür sind die Breslauer Kürassiere auch ein bekannt luxuriöses Regiment. Es ist sogar höchst anerkennenswert, daß beide bis jetzt ohne Schulden auskamen.

Bella Simpkins (empört). Also deine Brüder, die nicht 'mal Majoratsherren sind, sie haben allen Luxus, und du mußt jede einzelne Mark umdrehen!

Elfriede. Die Schwestern hatten auch nicht mehr; als sie zu Hof gingen, schenkte Mama ihnen natürlich die Kleider ... ich versteh' mich einzurichten ... und ... eben ... mit Brüdern ist es doch immer eine gänzlich andre Sache.

Bella Simpkins (erregt). O ja ... auch bei uns ... nur umgekehrt! Wenn alle Kinder nicht dieselbe Zulage erhalten, dann bekommen die Söhne weniger, da sie ja Geld verdienen können. Und unsre Brüder würden nie in Luxus leben wollen, während ihre Schwestern sich so einschränken, denn diese sollen vor allem das Leben genießen. ... O, jetzt begreife ich ganz gut, weshalb europäische junge Mädchen so bald als möglich heiraten wollen! Du auch ... du kannst es gestehen ... wir sind unter uns.

Elfriede (beugt sich tief errötend über ihre Stickerei). Das scheint uns allerdings das Natürlichste und Beglückendste.

Bella Simpkins. Wir finden es am natürlichsten und beglückendsten, wenn jeder seine eigene Individualität entwickeln kann. Wir alle wünschen das kurze Leben so intensiv wie möglich zu durchkosten. Das schließt das Heiraten beinah' immer ein. Aber wir haben keine Eile. Ich bin Siebenundzwanzig. (Elfriede, in deren Augen man mit Fünfundzwanzig eine alte Jungfer wird, betrachtet sie mit starrem Erstaunen.) Und ich habe schon alle mögliche schöne Dinge erlebt: einen Frühling in Paris, wo der russische Botschafter uns überall herumführte, einen Winter in Kairo, wo ich jeden Tag mit den englischen Offizieren hinausritt ... die Sommer in Newport, wo man jeden Morgen am Strand sitzt, in einem seidenen Badekleid und Seidenstrümpfen und „flirtet" und badet mit den Tänzern von dem vorigen Abend. O, ich könnte nicht aufzählen, was für eine himmlische Zeit ich gehabt habe und noch wünsche zu haben.

Eberhard (der eine Besprechung mit seinen Beamten gehabt hatte, tritt hinzu und spielt mit Bellas weichlockigem, braunem Haar. Sie bleibt in derselben ungezwungenen Stellung, welche ihren kleinen Füßen und Knöcheln auch so vorteilhaft steht).

Tante Betty und Tochter (gehen vorüber; leise zu Miß Marion). Ein klein wenig Lona Barrison, nicht wahr?

Miß Marion (energisch). Bei aller Freiheit gehen Amerikanerinnen niemals zu weit!

(Das Brautpaar allein auf der Terrasse.)

Eberhard. Du bist das süßeste Geschöpfchen auf Erden.

(Küsse.)

Bella Simpkins. Du kannst nicht denken, wie ich dich liebe!

(Küsse.)

Eberhard (dito, in neuen Wendungen).

(Küsse.)

Bella Simpkins (dito, in neuen Wendungen).

(Küsse.)

Eberhard. Es ist mir eine solche Beruhigung, daß unser gutes altes Riedenheim dir so zusagt.

Bella. Ich finde es vollkommen reizend und werde sehr glücklich hier sein, ungefähr zwei oder drei Monate im Jahr — mit recht viel Besuch aus Berlin und Dresden und Homburg.

Eberhard. Na, liebes Kind, etwas andres wird es wohl werden. Nach dem nächsten Manöver, sowie ich den Premier habe, nehme ich ja meinen Abschied, und dann leben wir hoffentlich das ganze Jahr herum hier und richten uns recht hübsch und behaglich ein!

(Pause.)

Bella Simpkins (betrachtet ihn forschend). Aber natürlich jeden Winter in Berlin? Ich freue mich schrecklich auf das Zu-Hof-gehen. (Einschmeichelnd.) Ich habe mir schon meine Schleppe ausgedacht. Rosa Sammet und das Hilbergsche Wappen in erhabener Silberstickerei in den Ecken und ein wahrer Traum von einer Diamantentiara!

Eberhard. Schön! Es wird gewiß sehr niedlich ausfallen und im nächsten Winter so viel du nur irgend willst. Aber dann endgültig — Schluß! Ich habe das alles so x-mal durchgemacht und habe es bis dahinaus über.

(Pause.)

Bella Simpkins (etwas kühl). Wie hattest du dir unser Leben hier vorgestellt?

Eberhard. Nun — wir werden ja recht gut situiert sein und den Haushalt auf einen ganz andern Fuß stellen können und viel am Schloß und am Park und Garten ändern und verschönern. Dann will ich mich selber eingehend um die Güter bekümmern, will die aufgegebene Ziegelei mit allen neuen Verbesserungen wieder in Gang bringen und vielleicht auch die von Papa angebohrten Zinngruben planmäßig wieder aufnehmen. Es müßte ganz interessant sein! Und dann bin ich ja ein leidenschaftlicher Jäger!

Und du — na, du wirst dir gewiß alles entzückend gemütlich einrichten, und dann reitest du, gehst vielleicht mit auf die Jagd ... und wir lieben uns ja so ... und werden doch gern zusammen für uns leben. Und dann ... (taktvoll unterdrückt er die Kinderstubenaussichten) ... eine Frau hat doch so mancherlei Interessen.

Bella Simpkins (versteht ihn ganz gut, meint aber, daß man Babies und Geselligkeit vereinigen könne). Dann reisen wir doch recht oft nach Paris oder Cannes oder Homburg? Ach, ich liebe Homburg. Ich kenne die nettsten Leute dort, (wichtig) Lords und Ladies und Barone und sogar Prinzen.

Eberhard (zuckt nervös zusammen). Ach, liebe, beste Bella, so etwas gilt bei uns für so ... (unterdrückt den Schluß der Bemerkung). Ja, manchmal, wenn's schon sein muß.

Bella Simpkins. Reisest du denn nicht gern?

Eberhard. Offen gestanden verabscheue ich alle Eisenbahnen- und Hotelschererei.

(Pause.)

Bella Simpkins. Aber recht viel Besuch im Haus?

Eberhard. Gewiß; im Gartenflügel werden ja Mama und Elfriede wohnen, und dann haben wir den ganzen Sommer immer Verwandteneinquartierung.

Bella Simpkins (spitz). Tante Betty & Cie.?

Eberhard (seufzend). Ach ja! Und Tante Betty ist nur 'ne Warenprobe; wir haben deren massenhaft, und alle rechnen so bestimmt auf den Riedenheimer Aufenthalt. Aber im Herbst werden wir immer große Jagden abhalten und den Prinzen Ludwig Ferdinand und den Erbprinzen von Nauingen und das halbe Regiment dazu einladen.

Bella Simpkins (gnädiger). Ja, das wären ein paar wirklich schöne Tage ... Aber ich hatte an eine Gastfreundschaft in dem englischen Stil gedacht, wo mit Ausnahme von den Monaten in London im ganzen Jahr Gäste da sind.

Eberhard (sich schüttelnd). Hu ... das ist ja ein gräß-

lich ungemütlicher Zustand! Nein, Gott sei Dank, das gibt es hierzulande nicht.

(Pause.)

Bella Simpkins (erhebt sich). Ich bin etwas müde. Ich werde nach oben gehen und mich ein wenig hinlegen.

* * *

Das frühe Mittagessen, zu dem Bella Simpkins sich Kopfschmerzen halber entschuldigte, ist vorüber. Graf Jobst und Eberhard sitzen bei den Oleander- und Orangenkübeln an der steinernen Seitentreppe, trinken Kaffee und Cognac und rauchen ihre Cigarre.

Eberhard. Onkel Jobst, es war wirklich sehr nett von dir, zu kommen. Du hast doch eine ganz andre Weltkenntnis wie die guten Leute auf Riedenheim. Und obgleich die Mama ja rührend gut war, auch die Vorteile einsah, hält sie doch im innersten Herzen die Verbindung mit einer bildhübschen, eleganten amerikanischen Erbin für eine Mißheirat.

Graf Jobst. Ach, das ist ja natürlich ein ausgeklimperter Standpunkt. Deine Bella gehört zur Aristokratie des Luxus, der Bildung, der geselligen und geschmackvollen Talente ... die kann in jeden alten Adel hinein heiraten. So ist es jetzt, und so war es auch immer, obgleich das viele vergessen. Die Kaufmannsfamilie der Medici brachte ihre Katharina und Maria auf den französischen Thron, die venetianischen Bankierfräulein bekamen regierende Fürsten, und deutsche Patriziertöchter heirateten Edelleute, und Aldermentöchter der City heirateten Lords und Fermiers-Généraux-Töchter Marquis. Das ist nichts Neues.

Eberhard (erfreut). Es ist mir eine wirkliche Beruhigung, daß du meine Verlobung so billigst.

Graf Jobst (sieht ihn an). Hör' mal, guter Junge, ich kann mich gar nicht recht erinnern, daß du mich je um Rat angingst, oder daß ich dir je meine Billigung ausdrückte.

Eberhard. Nun ... ich meine ... nach dem, was du eben sagtest ... und du warst so entzückt von den beiden.

Graf Jobst (lächelt). Ich bin doch auch nicht gerade von gestern! (Erhebt sich und geht auf und ab.) Wenn du aber meine Meinung hören möchtest .... (Eberhard schweigt.) Da du durchaus meine Meinung hören willst, so kann ich dir nicht verhehlen, daß ich jede Heirat mit Ausländern für ein Unglück halte.

Eberhard. Hm ... das sind doch etwas heftige Ansichten.

Graf Jobst (ruhig). Welche sich auf meine ureigenen, jahrelangen, ziemlich ausgedehnten Beobachtungen gründen.

Eberhard (spöttisch). Und du bist noch niemals einer glücklichen „Mischehe" begegnet.

Graf Jobst. O gewiß, oft ... aber ich kannte auch eine unbeschreiblich glückliche Ehe, wo die Frau epileptisch war, und eine andre, ebenso glückliche, wo der Mann ein offenkundig anrüchiges Leben führte. Menschen können recht viel Nachteiliges verdauen, gebrauchen nur einige Glücklichkeitsbedingungen. Aber man soll sich doch vorsehen. Doch ja das bestimmt Ungünstige nicht geflissentlich aufsuchen. Das Unerwartete kommt immer reichlich genug. Und, ich wiederhole, unter allen und jeglichen Verhältnissen halte ich eine „Mischehe" für nachteilig. Allerdings finden sich ja Amerikanerinnen noch am leichtesten in fremde Verhältnisse hinein, weswegen diese Ehen noch am besten ausschlagen. Aber selbst bei diesen kommt ein wirklich normaler harmonischer Hausstand auch in den günstigsten Fällen nicht vor. Selbst diese gefeierten amerikanischen Komtessen und Ladies spielen eigentlich eine etwas klägliche Rolle. Sind sie natürlich, nennt man sie plebejisch, wie es von einer Chicagoer Schweinemetzgerstochter nicht anders zu erwarten sei; sind sie würdevoll, so lacht man über die Emporkömmlings-

grandezza. Trotz allem äußerlichen Glanz stehen sie auch meistens etwas entwurzelt und vereinsamt da. Und nun erst ihre Männer! Im Familienverkehr herrscht zweierlei Sprache, zweierlei Umgangsform, zweierlei Geist. Das Haus wird zum Mittelpunkt aller jährlich nach Europa reisenden Verwandten; mit den Damen steht man sich fast immer gut, aber die Herren, obgleich vielleicht äußerst moralisch, philanthropisch und nach dortigen Anschauungen unantastbar, haben einen etwas andern geschäftlichen Ehrbegriff als wir. Wie würde es dir zusagen, wenn dein eigener Schwager eine Praxis ausübte, die dort erlaubt, aber hierzulande nicht ganz einwandsfrei erschiene! — Dann die Geselligkeit; zwar trifft sich in solchen Häusern die vornehmste, kosmopolitischste Welt; ein zusammenhängender Kreis wirklicher Freunde bildet sich schwerlich; alte Bande werden locker, neue wechseln rasch. . . . Uebrigens ist die Leidenschaftslosigkeit der Amerikanerinnen auch keineswegs jedermanns Sache. Sie haben ja ganz vorzügliche Eigenschaften; das Familienleben dort drüben ist anders, aber ganz ebensogut wie bei uns, und der Hauptfehler unsrer Frauen, die Kleinlichkeit, geht ihnen ab. . . . Sie sind anständig, gutherzig, aufrichtig, meistens pflichttreu, aber kalt, unglaublich kalt! Sentimental können sie gehörig sein, aber ein warmblütiges, gesund-sinnliches Temperament findet man fast nie, auch wenn man sie nur mit den germanischen Rassen Europas vergleicht.

Eberhard (etwas stutzig.) Hm . . . ich muß gestehen, mir gefällt gerade Bellas gefallsüchtiges, sehr anreizendes Wesen, bei dem genau herauszufühlen ist, daß man um keine Haaresbreite zu weit gehen dürfte. Und dann . . . (er gedenkt mit gemischten Gefühlen einer jüngst verflossenen Episode) ich weiß gar nicht 'mal, ob so übertrieben viel Temperament einem bei der eigenen Gattin erwünscht wäre.

Graf Jobst. Freilich . . . das ist 'ne reine Geschmackssache. . . . Aber nun kommt das Allerernsteste, die

Frage der Kinder. Natürlich denkst du bei deiner Verheiratung in erster Linie an dein eigenes Vergnügen, in zweiter oder doch wenigstens dritter Linie denkst du aber doch an deine beabsichtigten Kinder?

Eberhard. Nun ja — man will doch schließlich ebensogut Kinder haben, wie andre Leute.

Graf Jobst (ein sehr zärtlicher Vater). Es gibt auch nichts Besseres! ... Aber jetzt suchst du ihnen eine Mutter aus, welche ihnen allerdings ein großes Vermögen, vielleicht auch Schönheit und feine Knöchel und Handgelenke, zugleich aber allerwahrscheinlichst eine jämmerliche Gesundheit verleihen wird.

Eberhard (sieht überrascht in die Höhe).

Graf Jobst. Es handelt sich nicht um meine persönliche Ansicht, sondern um Thatsachen. Aus diesen Engländern, Deutschen und Skandinaviern ist in dem dortigen aufreibenden Klima eine schöne, aber unnatürlich verfeinerte Rasse entstanden. So ein „großvaterloses“ Mädchen aus dem fernen Westen hat subtilere Nerven als eine Vollblutpariserin, zierlichere Ohren und Händchen als irgend eine europäische Prinzeß. Aber alle — Männer wie Frauen — sind nervös und was damit zusammenhängt; nur durch frische Luft, Baden, Sport, vor allem nur durch immerwährende Kreuzung mit neuem, rotem, europäischem Blut halten sie sich noch über Wasser ... Nun will ich ja natürlich nicht behaupten, daß die Gesundheit unsrer deutschen Damen so erbaulich wäre, aber immerhin ist sie bedeutend besser. Und wenn du ein junges Mädchen aus unsern Kreisen nähmest, selbst eine mit ebenso schwankender Gesundheit, selbst eine mit keiner oder nur geringer Mitgift — deine Kinder haben es viel besser — wirklich sehr viel besser. Sie sind ebenso wohlhabend wie die meisten ihrer Standesgenossen, sie wachsen in natürlichen, geregelten Verhältnissen auf. Instinktiv und zweifellos gehören sie einer Gesellschaftsklasse an, sind instinktiv und

zweifellos deutsch. Möglicherweise haben sie gehörige Scheuklappen, aber sie wissen, wer sie sind, und wohin sie gehören, und glaube mir, darin liegt ein schwer zu überschätzender Gewinn. Gibst du deinen Kindern eine ausländische Mutter, so raubst du ihnen das Vaterland. Die Nachkommen einer Mischehe sind oft ungewöhnlich begabt, vorurteilslos und anziehend — aber im strengen Sinne des Wortes sind es heimatlose Menschen.

(Pause.)

Eberhard (etwas gedrückt). Natürlich hat alles seine zwei Seiten ... auch will ich gern zugeben, daß mir gerade kürzlich einige Bedenken aufgestiegen sind. ... Aber Bella ist doch so ganz besonders ... na, du kannst dir doch denken ...

Graf Jobst (jovial, klopft ihm auf die Schulter). Natürlich, alter Junge, kann ich mir's denken ... du mußt mir das lange Anpredigen auch nicht verübeln ... du weißt ja, wie intim dein Vater und ich waren.

Eberhard (erhebt sich plötzlich und zeigt ganz überrascht nach der Hinterthür). Was ist denn das? (Große Koffer werden aufgeladen, die Jungfer zählt die fremden Gepäckstücke.)

Desicke (überreicht ihm atemlos einen Brief). Ich habe Herrn Grafen schon überall gesucht.

Eberhard (zerreißt den Umschlag, der Landauer fährt auf der Rampe vor).

Desicke (leise und aufgeregt zum Grafen Jobst). Das gnädige Fräulein bestellten den Wagen zum Vier-Uhr-siebenundvierzig-Zug ... Durchlaucht Frau Gräfin kommen eben aus dem Wohnzimmer der fremden Damen und scheinen sehr erregt ...

(Im Schloß werden Thüren auf- und zugeschlagen. Eberhard starrt unbeweglich auf das entfaltete Papier. Auf der Terrasse huschen Frauengestalten vorbei.)

Gräfin-Mutter (erscheint an einem Fenster, ohne die untenstehende Gruppe zu bemerken). Wo ist mein Eberhard?

Eberhard (zuckt zusammen und pfeift dann nach seinem Burschen). Sattle die Goldelse, aber verstehst du: Dalli! (Der Bursche saust nach dem Stall. Eberhard reicht dem Grafen Jobst den Brief.) Hier, du kannst

ihn lesen . . . und gib ihn dann der Mama. . . . Ich reite nach Hohenberg und übernachte auf der Försterei und gehe morgen auf den Anstand und bleibe wohl noch einige Tage dort, bis der Urlaub zu Ende ist. (Trocken.) Na, du wirst ja sehen, es ist aus; sie versichert mich ihrer unwandelbaren Freundschaft und dankt für alle Liebenswürdigkeit und verbittet sich jeden Abschied. Schluß! (Hastig.) Da sind sie!

(Der Landauer fährt vorbei; die Herren grüßen mit tadelloser Haltung, die Damen winken.)

*　　*
*

Das violette Wohnzimmer im Schloß.

Tante Betty (salbungsvoll). Die Gasofentochter ist also fort! Gott sei Lob und Dank, ging dieser Kelch an unsrer Familie vorüber!

Prinzessin. Blödsinn, liebe Cousine. Von Kelch ist keine Rede. Mir ist diese Lösung ja nicht unerwünscht, aber andre werden sich um die „Gasofentochter“ schon reißen.

Miß Marion. Graf Eberhard und Miß Simpkins hätten schwerlich zusammengepaßt, aber sie ist ungefähr das anziehendste Wesen, das ich jemals gesehen habe!

*　　*
*

Schlafzimmer der Gräfin-Mutter; sie liegt erschüttert im Lehnstuhl, Elfriede kniet vor ihr und küßt ihre Hände.

Elfriede. Mamachen, es kam ja etwas plötzlich . . . aber es ist doch sicherlich so für uns bestimmt worden, und darum gerade so auch am besten!

Gräfin-Mutter (nickt ergebungsvoll).

*　　*
*

Eine Schneuse im Forst.

Eberhard (reitend, für sich . . . mit Selbstgefühl). Schließlich habe ich doch nicht gerade nötig, um eine Gattin zu betteln!

Auch in Potsdam und Berlin gibt es allerliebste junge Mädchen. ... Bis jetzt war mir nur gar nicht nach Heiraten zu Mute! (Seufzend.) Und in Bella hatte ich mich wirklich gehörig vergafft! ... Aber die Sache hatte doch auch ihren Haken. (Gibt der Goldelse die Sporen.)

* * *

Wagen erster Klasse im Harmonikazug nach Frankfurt.

Mrs. Simpkins (pathetisch). Du weißt ja natürlich, was am besten ist ... aber es wäre doch recht schön, wenn du dich einmal endgültig verloben wolltest. ... Für mich ist so etwas auf die Dauer recht angreifend.

Bella Simpkins (schnippisch). Ich brauche mich doch nicht zu beeilen! ... (fährt aber in ihrem Gedankengang fort ... für sich). Am Ende nehme ich doch Tommy Mason. Schließlich war er während der drei Jahre, in denen wir quasi verlobt waren, immer sehr nett, und wir paßten doch eigentlich vorzüglich zusammen. ... Er ist nur lange nicht so schön wie Eberhard! Was sah der bei unsrer Ankunft geradezu himmlisch aus! Der weiße Rock und der silberne Helm!! Glücklicherweise habe ich noch all seine Photographieen. ... Und der Name! Reichsgräfin Bella von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim klingt doch recht anders als Mrs. Thomas J. B. Mason!! ... Aber so ... mit dem ganzen Riedenheim ... war es ja einfach ausgeschlossen! ... Und Tommy verabscheut Amerika und würde in Paris oder Cannes oder Florenz wohnen, und er ist aus Boston und kennt dort die allererste Gesellschaft. (Bella war sich schließlich bewußt, nur aus Cincinnati zu stammen.) Und eine seiner Schwestern ist die Donna Molly Borgia, und eine andre ist The Honorable Mrs. Guy Bernard ... das sind doch immerhin ganz mögliche Verhältnisse. (Rückt das seidene Luftkissen zurecht und langt sich ihren vor zwei Tagen auf der Hinreise begonnenen Roman.)

Ihr Mann.

Erstes Kapitel.

Was man dazu sagte.

Das Gespräch kam in keinen rechten Schwung; Doktor Neumayr war verlegen, und seine Tischnachbarin, Fräulein Lilli Negenthin, war zerstreut. Eben erzählte er einen ihm sehr komisch erscheinenden Auftritt zwischen seiner Hauswirtin und deren neuem Mieter, einem harmlos unbefangenen Amerikaner ... „und da, gerade in diesem Augenblick, komme ich mit dem Professor Gelltrich die Treppe hinauf ..."

„Was," unterbrach ihn aufgeregt das junge Mädchen, „Sie kennen Professor Gelltrich?"

„Natürlich," antwortete der Privatdozent, „ich arbeite volle zwei Jahre bereits unter ihm; er ist mein Gönner, er ist mein bester Freund."

„Ach, das trifft sich ja wundervoll," erwiderte sie strahlend. „Hedwig Allersen ist nämlich meine beste Freundin, und da müssen Sie mir, bitte, alles, alles erzählen, was Sie überhaupt von dem Gelltrich wissen. Es interessiert mich ja unglaublich; die Verlobungsanzeige kam heute erst an; wir ahnten nichts," (etwas gekränkt) „gar nichts! Zwei von ihren andern Freundinnen und ich liefen nachmittags gleich hin, hatten aber das Unglück, sie zu verpassen. Wir finden die Sache ziemlich eigentümlich und waren alle etwas starr."

„Aber, gnädiges Fräulein, wieso eigentümlich? Ich sollte meinen, jedes junge Mädchen müsse sich gehoben fühlen, von einem solchen Manne, einem unsrer führenden Geister, einem Ruhmestitel unsres öffentlichen Lebens, erwählt zu werden!“

„Er soll einundfünfzig Jahre alt sein,“ bemerkte Lilli trocken.

„Bitte sehr, erst fünfundvierzig; ich weiß es wirklich ganz genau.“

„Schön, das kann sein (die Lisbeth Heiden übertreibt ja regelmäßig), aber trotzdem . . . Sie müssen das doch selber zugeben! Hedwig ist erst eben zwanzig, ist wirklich auffallend hübsch, ist das einzige, verwöhnte Kind, hat ein ganz beträchtliches Vermögen, hätte die vorzüglichsten Partieen machen können und verliebt sich nun in diesen ältlichen Gelehrten, in den Sohn eines Rathenower Tischlermeisters!“

„Ach so, es erscheint Ihnen eine Mesalliance! Fräulein Allersen gehört wohl in den Gothaer Kalender?“ bemerkte Neumayr etwas spöttisch.

„Auf jeden Fall war ihr Vater Geheimrat und ihr Großvater Präsident, und die Mutter ist die Erbin eines Bergwerkbesitzers, und sie verkehren in den nettesten Kreisen, und Hedwig ist, sowohl was Aussehen, als Geschmack und Gesinnung anbetrifft, eines der vornehmsten Mädchen, die ich überhaupt kenne.“

„Das freut mich, freut mich ungemein; da hat er sich denn wirklich eine ebenbürtige Gattin erwählt. Denn ich versichere Sie, gnädiges Fräulein, seine Freunde waren ebenso ‚starr‘, wie dieses augenscheinlich auch in Ihren Kreisen der Fall war. Gelltrich ist nicht nur unser einflußreichster Staatssozialist, sondern vor allem eine Persönlichkeit. Trotz seiner stupenden Schaffenskraft, trotz seiner zähen Ausdauer ist er eine so fein empfindende, ästhetisch angelegte Natur, daß eine unharmonische Umgebung nicht

nur ihn selbst, sondern auch uns, die wir zu ihm emporsehen, verletzen müßte."

„Hm," dachte sich Lilli, welche heimlich mit einem vergnügten dreiundzwanzigjährigen Referendar verlobt war, „wie hochtrabend . . . mein Fritz ist mir aber immerhin sympathischer!"

„. . . Und, gnädiges Fräulein," fuhr Neumayr nach einer Pause fort, „glauben Sie, daß Ihre Freundin die bedeutsame Stellung ihres zukünftigen Mannes auch begreifen wird? Er führt ja kein schlichtes Gelehrtendasein, sondern steht mitten im Leben, treibt sich in sozialdemokratischen Arbeiterlokalen herum und hat persönliche Fühlung mit dem Volke. Es wäre geradezu traurig, wenn er eine verwöhnte junge Berlinerin heiratete, die ihn durchaus in alle möglichen eleganten Gesellschaften schleppen wollte und so sein kostbares Leben zersplitterte."

„Nein, da kennen Sie die Hedwig nicht. Sie ist mit ihrer Mutter viel ausgegangen, weil sich das eben von selbst verstand; ihr Herz steckte aber niemals darin, und sie wird sich eher freuen, mit Anstand, ohne auffällig zu sein, all diesem Treiben zu entgehen. Sie ist eben kein Durchschnittsmädchen. Ich weiß nicht, woran es liegt, denn sie musiziert nicht, sie malt nicht, sie brennt nicht, sie liest nicht mal besonders viel, und doch haben wir alle, so von ihrem Jahrgang, sie immer für die Gescheiteste unter uns gehalten."

Der Privatdozent unterdrückte ein Lächeln und hörte andachtsvoll weiter zu.

„Die gute Hedwig!" sagte Lilli gefühlvoll. „Wenn er nur nicht zu genial . . . ich meine . . . so ein bißchen . . . Sie sprachen von Lokalen und Arbeiterversammlungen . . . und da wird er wohl etwas sehr frei in seinen Ansichten sein?"

Neumayr lächelte. „Ganz orthodox wäre er allerdings schwerlich zu nennen."

„Nein, nein," antwortete beschwichtigend Lilli, welche eine intelligente Berlinerin war, „das meine ich auch gar nicht. Ich weiß ja ganz genau, daß Herren nicht wie wir über so etwas denken" (Fritz ging auch nie in die Kirche) . . . „ich fürchte nur, daß er allzu . . . nun, ein bißchen wüst wäre."

Würdevoll versetzte der Privatdozent: „Gelltrichs Ruf steht unantastbar und fleckenlos da. Das ist ja der fesselnde Gegensatz bei ihm, sein intimes Verständnis des Proletariats, seine Beliebtheit in den rohesten Klassen, und dabei diese subtile Verfeinerung in seinen persönlichen und häuslichen Gewohnheiten, so wenig er auch auf brutalen Luxus und sinnloses Wohlleben gibt."

„Aber Sie haben mir ja noch nicht einmal gesagt, wie er aussieht," unterbrach ihn vorwurfsvoll das junge Mädchen.

„Ja, ich weiß wirklich nicht recht, wie ich ihn beschreiben soll; er ist nicht besonders groß, hat keine besondere Haar- oder Hautfarbe, keine besonderen Züge, aber er ist eine Erscheinung. Man übersieht ihn nicht leicht."

„Ach, das ist gerade was für die Hedwig," sagte Lilli mit warmer Ueberzeugung; dann, nach einer kleinen Pause, sah sie den Doktor nachdenklich an. „Wissen Sie, am Ende glaube ich, daß die beiden ganz vorzüglich zu einander passen."

Zweites Kapitel.

Ein Sommerabend.

Fünf Jahre waren verstrichen, Herr und Frau Gelltrich saßen auf ihrer blumenumrankten Veranda. Unthätig lehnten sie sich in den Sesseln zurück; zum Lesen war es zu dämmerig, die Windlichter waren noch nicht angesteckt; der Juniabend wirkte erschlaffend, und die lange Fahrt nach dem Kirchhof hatte sie physisch wie moralisch ermüdet.

„Wilhelm, ich mache mir Vorwürfe,“ sagte die junge Frau leise und nestelte sich näher an ihren Mann.

„Warum denn?“

„Es ist heute der erste Jahrestag von Mamas Tod, und im Grunde habe ich mich bereits vollständig getröstet.“

„Kindchen, du darfst mir nicht empfindsam und krankhaft werden. Du warst ihr eine gute und liebevolle Tochter und wirst sie niemals vergessen, wenn auch der Schmerz allmählich vergeht. So ist es immer gewesen, so wird es immer sein. Deine Mutter hat den Verlust ihrer Mutter überstanden; hättest du Kinder, würden auch sie die Trauer um dich verschmerzen, und du selber wärest damit zufrieden, würdest gewiß nicht wünschen, daß dein Andenken ihre Jugendjahre verdunkeln solle.“

Leidenschaftlich drückte sich Hedwig an seinen Arm. „Vergibst du mir auch wirklich, wirklich, daß ich dir keine Kinder geboren habe? Du bist so engelgut, sag' mir aber doch, daß du nicht allzu schwer darunter leidest.“

Ihr Mann streichelte ihr blondes Haar. „Wir wollten ja nicht darüber sprechen! Wir wissen ja beide, daß uns ein Glück versagt, aber unendlich viel beschieden ist.“

„Du weißt noch nicht alles, einmal muß ich es dir gestehen;“ sie barg ihr Gesicht an seine Schulter und flüsterte leise: „Ich wünschte mir nur um deinetwillen Kinder, nicht um meinetwillen. Von vornherein war ich auf dieselben eifersüchtig, ich wollte dein Herz mit niemand teilen. Andre Eheleute mögen erst ihre Kinder nahe aneinander führen, bei uns ist das ja so anders! . . . Und ich muß dir noch etwas Schlimmes gestehen. Ich litt unter einer solchen beklemmenden Angst, daß Mama aus Liebe zu mir dich beeinträchtigen und quälen könnte, daß ich fast dankbar war, als das friedliche Ende kam, ohne daß je nur ein Mißklang euer schönes Verhältnis getrübt hätte. Ja, es wird mir zu

sündhaft leicht, sie zu entbehren; es ist mir sogar eine geheime Freude, so gänzlich verwandtenlos dazustehen, ohne irgend jemand, außer dir, einen Teil meines Herzens schuldig zu sein. So gilt dir alle Liebe, die ich zu geben habe, so empfange ich alle Liebe einzig von dir."

„Meine kleine, gute Hedwig!" er hatte sie wegen ungesunder Grübeleien schelten wollen, aber ihre Worte rührten ihn, und dankbar küßte er ihr Haar.

Es war ganz still, dann näherten sich die Schritte des Lichter bringenden Dieners; die junge Frau stand auf und lehnte sich an die Brüstung. Sie atmete den Duft der weißen Rosen und lauschte dem Säuseln der Linden und sann über das Glück ihrer Ehe. Bewunderung hatte sie zuerst als begeisterungsfähiges junges Mädchen in die Nähe des ernsten Professors geführt. Doch es war nicht der berühmte Name, der glänzende Lebenslauf, welcher sie fesselte; ihr erschien sein Charakter das Schönste und Begehrenswerteste der Welt. Aber so hoch er damals vor ihren schwärmerischen Augen stand, jetzt stand er noch höher da; so überschwenglich sie ihn damals zu lieben wähnte, viel reicher und inniger noch war ihr jetziges Gefühl. Natürlich gab es auch viele andre Paare, die sich recht nahe standen, die sich von Herzen liebten; gab es aber viele, deren Verhältnis zu einander, nach fünfjähriger Probe, noch so zart und so schön war? Sie lebte in unmittelbarster Gemeinschaft mit ihrem Mann; denn wenn auch dessen mannigfache Berufspflichten ihn sehr viel dem Hause entführten, so durfte sie ihm selbst in seinen Arbeiten manche kleine Hilfe verrichten, so teilte sie doch all seine übrigen Interessen, all seine Zerstreuungen und Erholungen. Und trotz dieses steten Zusammenlebens schwebte noch ein leiser Hauch, wie ein Rest des bräutlichen Schleiers über ihrem ehelichen Leben. . . . Man hatte sie vor seiner plebejischen Abkunft gewarnt. „Früher oder später wird der Unterschied zwischen euren

Gewohnheiten, euren Kindheitstraditionen kraß hervortreten. Du, bei deiner übergroßen Feinfühligkeit, wirst schwer unter solchen Dissonanzen leiden." Wie wenig kannten sie ihn! Eine so selten vornehme Natur hätten sich diese guten besorgten Leute ja nicht einmal zu träumen vermocht!

Wie verschieden war doch die bräutliche und die eheliche Liebe; alle Dichter aller Länder erhoben die erste in ein Himmelreich von glühenden, duftenden Blumen, die andre ließen sie, nach achtungsvoller Erwähnung, vorsichtig beiseite. Wie traurig und beschämend, daß anscheinend den meisten Menschen nahe Gemeinschaft nur Ernüchterung bedeutet. Eine solche Neigung mußte doch dünn und oberflächlich sein. War nicht der Brautstand ein lieblicher Bach zwischen Vergißmeinnicht und Wiesengras, mit harmlosen, dramatischen Strudeln und zischenden kleinen Katarakten um spitzige Steinchen? Die Ehe aber gewaltig und tief wie das Meer, gleich der Ebbe und Flut ihr endloses Geben und Nehmen; allzeit verschieden ihre Farbe, ihre Sprache, ihr Wogen und Walten zwischen Himmel und Erde, doch in alle Ewigkeit beharrlich.

So träumte sie in der lauen Sommernacht. Ihr Mann mußte instinktiv empfunden haben, was ihre Seele durchzog, denn plötzlich legte er sein Buch beiseite, ging zu der über weißen Rosen sich neigenden jungen Frau und umschlang sie. Mit einem leisen Aufschrei wandte sie sich und küßte ihn.

Drittes Kapitel.

Der Tröstungsversuch.

Drei weitere Jahre waren seit dem Juniabend vergangen. Es war im November; vor einer Woche war Professor Gelltrich an einer heftigen Lungenentzündung gestorben;

noch brachten die Zeitungen langatmige Nachrufe und erhebende Beschreibungen seines Begräbnisses.

Aschgrau, in sich gesunken, mit vom Weinen getrübten Augen kauerte Hedwig in seinem großen Lehnstuhl; vor ihr saß der treue Neumayr und suchte sie zu trösten. „Gnädige Frau, ich will Sie ganz gewiß mit überflüssigen Gelegenheitsworten verschonen; ich möchte Ihnen nur recht nahe bringen, wie grenzenlos ich Sie bemitleide. Ich weiß, was er Ihnen war, und ich weiß, was Sie an ihm verlieren."

„Alles, alles," murmelte Hedwig trostlos; „nichts ist mir geblieben."

„Doch eins, und deswegen habe ich den Mut gefaßt, heute zu kommen. Sein Gedächtnis muß bleiben, und dafür müssen Sie in ganz besonderer Weise wirken."

Hedwig horchte auf.

In etwas verlegener Bescheidenheit fuhr Professor Neumayr fort: „Das Verlangen nach einer Lebensbeschreibung Ihres lieben Mannes macht sich jetzt bereits kund. Von allen Seiten, ja, ich kann wirklich sagen von allen Seiten, werde ich als die geeignete Persönlichkeit bezeichnet. Ein Verleger hat sich bereits gemeldet; in weiten Kreisen besteht der Wunsch, diese für unsre heutige Generation so besonders prägnante, bedeutsame Gestalt noch seinen Zeitgenossen vorzuführen. Gelltrich ist das Erzeugnis und zugleich in manchem der Führer unsrer neuen staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse gewesen, auch soll sein interessanter Entwickelungsgang, durch selbsteigene Kraft, aus den engen Verhältnissen heraus, zur allseitigen Anspornung in möglichst abgerundeter Weise zur Darstellung gelangen. — Nun aber rechne ich in hohem Grade auf Ihre Hilfe, gnädige Frau. Von Ihnen erbitte ich mir nicht nur Material aus seiner Jugendzeit, nicht nur die Sichtung seiner großen Korrespondenz, sondern auch Ihren bewährten stilistischen Beistand. Die Außenwelt ahnte es ja nicht, ich weiß aber aus allererster

Quelle, wieviel die letzten Schriften Ihres Mannes — so oft beklagte er seinen ungeschickten Stil — Ihrer gewandten Feder verdanken."

Zum erstenmal seit Wochen flog ein mattes Lächeln über ihre Züge.

„Nicht wahr, ich darf doch bestimmt auf Sie zählen? In der allernächsten Zeit will ich mit den wissenschaftlichen Vorstudien anfangen, und Sie, gnädige Frau, würden vielleicht auch möglichst bald mit Ihrem Anteil beginnen?"

Sie blickte auf und drückte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen — ich war am Verkommen."

Schon am selben Abend und während der folgenden Tage saß sie im Arbeitszimmer ihres Mannes vor den Schränken; durchblätterte Briefschaften, Hefte und Aktenstöße, legte verschiedene Haufen beiseite, steckte kleine Zettel in Bücher und machte sich Notizen. Von Natur aus klug und verständig, hatte sie als Handlangerin ihres Mannes sich eine nicht unbeträchtliche litterarische Schulung erworben, und schon jetzt lag ihr die Beschaffenheit und Einteilung ihrer Aufgabe deutlich vor Augen.

Unbeschreiblich dankbar empfand sie die heilende Ruhe der Arbeit. In den vereinsamten Nächten stellten sich die schrecklichen Thränenkrisen noch ein, auch sonst wohl hier und da, etwa bei Durchsicht ihrer Brautbriefe — seit der Verheiratung hatten die beiden sich niemals getrennt — oder seiner Jugendkorrespondenz mit den Eltern. Aber die langen Stunden waren ertragbar geworden, und vor sich erblickte sie doch wiederum ein Ziel.

So vergingen mehrere Tage; zu später Stunde saß sie vor dem geöffneten Schreibtisch, las und zerriß und ordnete Papiere. Waren diese letzten erst in die verschiedenen Kategorieen eingereiht, konnte morgen bereits die eigentliche Arbeit beginnen. Eben zog sie eine entleerte Schublade heraus, wischte sie sorgfältig und kniete dann nieder, um sie

besser zurückschieben zu können. Da bemerkte sie ein verstecktes Fach; die Konstruktion schien die gleiche wie am Schreibtisch ihrer Mutter, bald fand sie die Feder, drückte, die Füllung sprang auf. Sie nahm zwei Briefbündel heraus, warf einen Blick auf dieselben, las dann mit fieberndem Blick und verhaltenem Atem einige herausgezogene Blätter und fiel lautlos zu Boden.

Nach langen Stunden erwachte sie aus der Ohnmacht; die Lampe, der Ofen waren ausgebrannt; es war schwarz und kalt um sie her. Beim Aufrichten stieß sie an den Schreibtisch; jäh fiel ihr die furchtbare Entdeckung wieder ein; sie erhob sich, zündete Licht an, verschloß mit erstarrten, zitternden Händen die Briefe und wankte gebrochen in ihr Schlafzimmer. Ein leidenschaftlicher Thränenausbruch warf sie darnieder, dann raffte sie sich auf und nahm eine Arzneischachtel aus dem Schrank. Der Arzt hatte ihr kürzlich kleine Gaben von Sulfonal verschrieben, aber die Erinnerung an ihres Mannes Abscheu gegen jederlei betäubende Mittel hatte sie selbst in den ersten gräßlichen Witwennächten davon zurückgehalten. Jetzt nahm sie eine dreifache Dosis und schlief ein.

Viertes Kapitel.

Der Nachlaß.

Mit stumpfem, schwerem Kopf erhob sich Hedwig am folgenden Morgen, öffnete einige Teilnahmsschreiben, zerriß dieselben in kleine Stücke, gab den Dienstboten den Befehl, sie unter keiner Bedingung zu belästigen, und ging dann langsam in das entsetzliche Zimmer, wo die Briefe ihrer harrten. Sie schloß die Schublade auf, da lagen sie vor ihr; auf dem ersten Bündel war ein Zettel,

worauf ihr Mann geschrieben hatte: „Toni Schultz, geb. 5. Dez. 1859, gest. 13. Mai 1893". Es waren Briefe an einen „liebsten Willy", unterzeichnet: „ewig Deine Toni"; die ersten stammten aus dem Jahre 1876, die letzten waren im Mai 1893, also vor sieben Monaten verfaßt. Auch auf der zweiten Sammlung lag ein Zettel in Gelltrichs Handschrift: „So fand ich sie unter dem Sterbekissen — an ihnen haften noch alle ihre Küsse!" — Es waren seine Briefe an eben diese Toni, in eben diesem Zeitraum geschrieben.

Jetzt wußte sie, was ihn in der ersten schlimmen Fiebernacht quälte. Immer wieder verlangte er nach Professor Neumayr; er müßte ihn in dringenden Angelegenheiten sprechen; als dieser aber am frühen Morgen kam, phantasierte Gelltrich und erlangte das Bewußtsein nie wieder. Sie hatte seinen Wunsch auf das versäumte Testament bezogen und hatte so innig bedauert, daß seine letzten lichten Augenblicke durch eine ihr so gleichgültig erscheinende Sache vergällt worden wären.

Es war aber dieses gewesen.

Sie fragte sich, ob sie den Stolz, die Seelenkraft besäße, diese Briefe ungelesen zu verbrennen? Warum sollte sie sich denn erniedrigen und das Unreine berühren? Aber leider scheut ein versengtes Herz nicht das Feuer, sondern verlangt in krankhafter Sehnsucht in der Flamme zu enden.

War es auch nicht gerade denkbar, daß der Verrat ein etwas gemildertes Ansehen gewönne, daß angedeutete Reue und Gewissensbisse ihren Mann etwas entsühnen könnten? Es war dies die einzige Möglichkeit, den unlöslich scheinenden Widerspruch zwischen ihres Mannes Charakter und diesem unsauberen Betrug zu lösen; der Fall würde ihr nicht so kraß, so unvermittelt erscheinen, als klebe ein obscönes Flugblatt am königlichen Thron.

So griff sie nach dem ersten Blatt, demselben, auf welches gestern ihr entsetzter Blick gefallen:

„Berlin, 10. Mai 1893.

„Liebste, einzigste Toni!

„Du hast ganz recht, ich bin viel zu lange fortgeblieben, seit sieben Wochen haben wir uns nicht gesehen! Wenn ich Dir aber auch gefehlt haben mag, so weißt Du, wer ohne Dich nicht leben kann. Nicht leben kann — das sagen viele, aber bei mir ist das so thatsächlich wie nur irgend etwas in der Welt. Ich kann nun mal nicht leben, ohne Dein frisches Lachen zu hören, ohne Deine heißen Lippen zu küssen, ohne unter Deinen vollen, so eigen fest umstrickenden Armen zu vibrieren!

„Es ist doch nicht wirklich Dein Ernst mit dem Abmagern? Das kann ich nun und nimmermehr zugeben; was soll aus Deinen geliebten weißen Schultern, die nur ich kenne, werden!

„Wenn irgend möglich, komme ich morgen so wie gewöhnlich gegen acht; wenn es so warm wie heute ist, könnten wir Kahn fahren und unter den Fliederbüschen Thee trinken, und dann steckst Du die Lampe in Deinem lieben Zimmerchen an, und dann küssest Du mich — ach, ich habe ein fieberndes Verlangen nach Deinen Küssen.

„Wie immer und allzeit

Dein Wilhelm.

„NB. Eben erhalte ich Deinen Brief. Liebstes Kind, ich erschrecke mich ja zum Tode! Es waren doch vier Jahre seit dem Herzkrampf vergangen, und nun dieser so schlimm! Du hättest doch besser gethan, noch spät nachts zum Doktor Paulus zu schicken. Morgen früh komme ich mit einem Spezialisten; pflege und schone Dich nur recht."

Wohl erinnerte sich Hedwig, wie elend er Mitte Mai aussah, seine Mattigkeit der plötzlichen Hitze zuschrieb, sich

aber trotz des Aufenthaltes an der Nordsee nie wieder vollständig erholte.

Es war also dieses gewesen . . .

Sie ordnete die Briefe, um sie der Reihe nach zu lesen, um Tropfen auf Tropfen den Kelch zu leeren. Als sie noch einmal im Geheimfach nachsah, entdeckte sie mehrere „Toni“ unterschriebene Photographieen. Das Blut stockte ihr; so sah die aus, welche ihr alles geraubt und entweiht hatte! Die ersten Bilder zeigten ein lustiges, blutjunges Mädchen mit einem dicken, schwarzen, gefallsüchtig über die Schulter gelegten Zopf, mit krausen, fast bis an die Augen reichenden Stirnlocken und blühenden, sinnlichen Lippen. Die Gestalt war voll, aber noch biegsam; in jedem der späteren Aufnahmen wurde dieselbe üppiger und schwerfälliger; immer mehr und mehr hatte der Photograph von der Taille wegretouchiert; immer eingezwängter saßen die mit Spitzen und Bändern geputzten Kleider. Alle Bilder zeigten den gleichen frischen Ausdruck; aber nachdem die erste Jugend vorüber war, erschienen die Augen etwas herausfordernd, der Mund etwas gemein.

Das also war des zart empfindenden Wilhelm Gelltrich Geliebte gewesen.

Sie las die ersten beiderseitigen Briefe; augenscheinlich war das Mädchen am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gewesen, augenscheinlich hatte er sich gleich nach ihrem ersten Auftreten in sie verliebt, sie für sich gewonnen und ihr ein kleines Heim bereitet. Eine Tante von ihr wurde erwähnt, die, wie Toni scherzend erzählte, sich sehr mißbilligend über den simplen Professor äußerte; sie hätte ihrer Nichte am liebsten einen braven Gatten, aber wenn das nicht, „doch wenigstens einen Garde-du-Corps-Leutnant oder einen Prinzen gewünscht“. Dann wurde des erwarteten Kindes gedacht, und in fieberhafter Aufregung durchflog Hedwig die im lockersten Zusammenhang stehenden Briefe. „Was macht

unser Hänschen, küss' ihn tausendmal," las sie, und zum erstenmal an diesem Tage weinte sie krampfhaft. Dieses Wesen hatte ihm einen Sohn geboren!

Oft wurde Hänschen und eine ihm rasch folgende Schwester Alma erwähnt; die beiden schienen eine beträchtliche Rolle im Leben der Eltern zu spielen. Dann kam ein drittes schwächliches Kind, das nur wenige Tage lebte, und bald darauf erkrankten Hänschen und Alma an der Diphtheritis und starben. Wieder kamen Thränen, aber es waren ganz andre Thränen, welche auf die Zeilen der ihrer Kinder beraubten jungen Mutter herniederfielen.

„Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deine Güte, ohne Dich wäre ich gestorben. Es war zu schrecklich, so am offenen Grabe zu stehen, und ich weiß, daß ich nicht mit hinaus hätte gehen sollen, und ich habe gewiß furchtbar geweint und es Dir dadurch noch schwerer gemacht. Aber ich konnte nicht anders.

„Wie schön sprach der Herr Pastor, nicht wahr? Vielleicht gibt uns der liebe Gott, zu dem ich jetzt täglich bete, noch ein Hänschen und noch eine Alma."

Aber augenscheinlich verwirklichte dieses sich nicht. Bald darauf zog sie nach dem Lietzensee, von wo aus alle übrigen Briefe geschrieben waren, und die Einrichtung der kleinen Wohnung, die Pflege ihrer Blumen, die Kahnfahrten, das Baden schienen ihr eine Zerstreuung zu bieten. Später wurden dann wie früher die Theater und sonstigen Vergnügungen erwähnt.

Etwa fünfzig Briefe lagen nun vor, und Tonis Persönlichkeit gewann immer festere Umrisse. Ihre Handschrift war, wie bei vielen gutgeschulten Berlinerinnen aus dem Volke, eine sorgsam schablonenhafte, welche sich, vielleicht, vorteilhaft von den verschriebenen, flüchtigen Zügen mancher höheren und höchsten Tochter unterscheidet. Die Orthographie und Interpunktion waren ziemlich richtig, der Stil hatte einen

gewissen ungezwungenen Reiz. Ihre Liebe zu Gelltrich schien echt und rückhaltslos, auch bezweifelte er sie wohl niemals; nur einmal erwähnte er, halb neckend, halb eifersüchtig einen Vetter, der sie und die Tante öfters zum Theater begleitete. Nirgends zeigte sich die geringste Anspielung auf eine Verehelichung, dazu stand er wohl viel zu hoch in ihren Augen. Mit kindlicher Freude beglückwünschte sie ihn zu jedem neuen Orden und erging sich in Freude, wenn unter den Gästen einer kleinen Abendgesellschaft beim Kaiser sein Name erwähnt wurde. Eifrigst las sie den „Lokalanzeiger“, mit einer unterhaltenden Natürlichkeit besprach sie die Vorkommnisse der Außenwelt, und oft zeigte sich der schlagfertige Witz einer Vollblutberlinerin. Theater, Hindernisrennen, Paraden, Circusaufführungen und Einzüge fremder Potentaten waren ihre ganze Passion; aber sie schien doch vernünftig zu wirtschaften, und nur ganz vereinzelt klagte sie über frühzeitig ausgegangenes Monatsgeld.

Unwillkürlich begann Hedwig sich für dieses junge Wesen zu interessieren; was Geburt, Gesinnung und Geschmack anbetrifft, unzweifelhaft eine niedriger stehende Natur, war sie doch ein echtes, warmblütiges Menschenkind und trotz ihres gewöhnlichen Aeußeren nicht eigentlich gemein. Ja, blutübergossen mußte Hedwig sich gestehen, daß ihr Mann in dieser Korrespondenz die anstößigere Rolle spielte! Einige seiner derben Anzüglichkeiten machten sie geradezu erstarren; Toni hatten dieselben anscheinend unterhalten, aber trotzdem verfiel sie nie in den schlimmen Ton. Dieses Verhältnis berührte das Höchste in ihrer Natur — das Niedrigste in seiner.

Mit wachsender Aufregung näherte sich Hedwig dem Zeitpunkt ihrer eigenen Bekanntschaft mit Gelltrich. Die Briefe wurden entschieden nervös; jetzt zum erstenmal zweifelte Toni an ihrem Geliebten und überschüttete ihn mit Vorwürfen, während er vergebens sie zu beschwichtigen ver-

suchte. Dann kam ein bald nach der Verlobung geschriebener Brief. „Glaube mir, daß ich Dir allzeit ein treuer Freund bleiben, daß ich nie meine Hand von Dir ziehen werde, daß Deine materielle Lage sich in keiner Weise verschlechtern wird. Aber Du weißt ja, daß ich heirate und daß sich unsre Beziehungen deshalb gänzlich und auf ewig verwandeln müssen.“ Aber immer wieder mußte Gelltrich dasselbe wiederholen, und immer wieder folgten leidenschaftliche Anklagen und rührende Bitten.

Da — vierzehn Tage nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise — hatte er sie infolge eines besonders heftigen Ausbruches der Verzweiflung besucht. Und es war klar — vollkommen klar — daß alles zwischen den beiden wie von alters her war.

Kreideweiß und zitternd vermochte Hedwig kaum die Briefe zu lesen. Die grenzenlose Erniedrigung dieses Lebens „zu dreien“ mit all den gemeinen, beleidigenden Einzelheiten zersetzte jeden Blutstropfen, zehrte an jeder Faser. Alle zartesten, schönsten Stunden ihres Daseins waren beschimpft.

Neue Seiten wurden durch diese letzten spärlicheren Schriftstücke nicht aufgedeckt; doch schien ihres Mannes Schuldgefühl hin und wieder seiner Sprache einen noch leidenschaftlicheren Tonfall zu verleihen. Sie sahen sich wohl seltener als in der verhältnismäßig harmloseren Zeit, aber mit ohnmächtiger Erbitterung empfand Hedwig, daß die beiden seit ihrem Dazwischenkommen sich nur um so intensiver, unlösbarer angehört hatten.

Nach Beendigung des letzten Briefes band sie alle sorgfältig zusammen und schlug sie ein. Als ihre Augen zuerst auf die unheilschwangeren Blätter gefallen waren, fühlte sie die Unmöglichkeit, diese Vernichtung ihres Glücks zu überleben. Und noch lauter, noch dringender, noch leidenschaftlicher verlangte sie jetzt nach dem Frieden des Nichts, nach dem Ende des unerträglichen Elends.

Sie hatte keine Wahl, sie konnte nicht leben.

Redlich versuchte sie ihre Empörung zu bekämpfen, versuchte ihren Mann gerecht zu beurteilen, sagte sich, daß viele seine Fehler beschönigend entschuldigen würden. Sie erinnerte sich, daß er einmal bemerkte: „Siehst du, es hat leider zu lange gedauert, ehe ich jung werden konnte. Erst nach der Mitte der Dreißig wich die tägliche Sorge um die eigene Existenz, wie um die der Eltern. Dann wurde ich jung, überglücklich jung, aber in den Jahren ist das ein gefährliches Spiel. Ich hätte damals heiraten müssen, aber du warst ja noch nicht da!" und er hatte sie liebend geküßt. Zum erstenmal kam ihr auch der Gedanke, daß ein großer Unterschied der Geburt in der Ehe nicht völlig überbrückbar sei. In fast allen seinen Instinkten und Ansichten und Gewohnheiten gehörte er zu ihren Kreisen, aber anscheinend doch nicht in allen; ein kleiner Rest in ihm erinnerte an den Handwerkssohn, und vielleicht hatte ihn dieser Rest so fest an die Tochter des Volkes geschmiedet. Sie sah auch vollständig ein, daß er aufrichtig beabsichtigt hatte, noch vor seiner Verlobung gänzlich mit der Geliebten zu brechen; zwischen seinen Zeilen war deutlich zu lesen, wie er sich wand, wie er kämpfte, wie er unterlag. Hatte sie nicht selber auch den starken Reiz dieses Mädchens empfunden, dieses Mädchens, mit welchem die Erinnerung an seine Jugend, an seine toten Kinder sich unlöslich verband.

Wie war nur diese grauenvolle, jahrelange Verstellung zu erklären? Sie grübelte darüber nach, übertrug ähnliche Fälle in die eigene weibliche Welt. Es war doch wohl möglich; wir sind ja namenlos kompliziert. Ihr eigenes Gefühlsleben war zufällig einfach und durchsichtig gewesen — Kindesliebe, Freundschaft, vor allem die überwuchernde Leidenschaft zum einen Mann. Andre Verhältnisse hätten sie aber vielleicht anders umgemodelt, ihre innersten Sensationen hätten sich verschieden differenzieren und zersplittern können. Jetzt

zerfaserte sie alle Möglichkeiten der Empfindung und begriff, daß ein echtes Gefühl darum nicht notwendig, unter allen Umständen ähnliche ausschließen müsse. Eine Doppelexistenz doppelseeliger, verwickelter Naturen war denkbar, die Verstellung, die tägliche, stündliche Verstellung konnte, durch die Tragik der Verhältnisse erzwungen, zum Alltagsleben, zur gewohnheitsmäßigen Wirklichkeit werden. Vor allem bei einem Naturell, welches wie das ihres Mannes, bei aller Sinnlichkeit, eher kalt und besonnen verblieb.

Leidenschaftslos versuchte sie ihn zu verstehen, mitleidsvoll dauerte sie jene Schmach, unter welcher er, zweifellos, oft und oft, fern wie nah von ihr, gelitten hatte. Wäre doch diesem edelgearteten Dasein eine solche Erniedrigung erspart geblieben!

Es legte sich der Sturm; sie wurde still. Aber die Thatsache verblieb, also auch die dumpfe Qual. Es blieb ja Treubruch und Täuschung und Gemeinheit und Schmach, und sie konnte es nicht tragen. Ohne Kinder, ohne Verwandte, ohne intime Freunde, ohne beglückende Interessen hatte sie ja nur in ihm und für ihn gelebt. Ihre Liebe war ihr alles; ihre Liebe war vergiftet, nichts blieb ihr übrig.

So wie sie einmal war, hatte sie wirklich keine Wahl.

Lange sann sie über ihren beabsichtigten Selbstmord. Einmal hatte ihr Mann sich darüber geäußert: „Natürlich ist ein Selbstmord, vom höchsten ethischen Standpunkt aus genommen, verwerflich; solange wir noch atmen, haben wir Pflichten gegen uns und andre, haben wir noch Arbeit zu verrichten. Trotzdem ist ein solcher Schritt bei schwachen, trostlosen Menschen milde zu beurteilen, und bei beschmutzten, unheilsvollen Existenzen bildet der freiwillige Tod noch lange nicht den tiefsten Schatten auf ihrem Bild.“ So sah sie auch vollkommen ein, daß es feige und pflichtlos sei, sich dem Leben zu entziehen, und selbst in dem grenzenlosen Schmerz um ihres Mannes Tod hatte sie streng die Ver-

suchung von sich gewiesen. Wie wenig hatte sie aber damals geahnt, daß es eine herzzernagende Verzweiflung geben könne, neben welcher ihr jetziger Zustand sanft und milde erscheinen würde. Wohl unterlag sie der Anfechtung und beabsichtigte eine Sünde, aber wie hatte man sich gegen sie versündigt! Wenn es einen himmlischen Gott Vater gab, würde er sie verstehen.

Wie recht hatte ihr Mann gehabt, als er ihre unabhängige, religiöse Richtung bedauerte. Sie war stolz auf ihre geistige Freiheit, auf ihre Höhenluft. „Sie ist wohl die reinste," sagte Gelltrich darauf, „aber keineswegs die beste für dich. Du brauchst eine offenbarte Religion, du bist von Natur aus eine gläubige Seele." — „Ich bin gläubig," hatte sie kühn geantwortet, „ich glaube an dich und durch dich an alles Höchste und Wahrste." — „Kind, Kind," seufzte er peinlich berührt, „das ist nicht genug, und das wirst du später, vielleicht zu spät noch einsehen."

Jetzt war es zu spät. Könnte sie doch glauben! Nur der lebendige Glaube an den lebendigen Gott würde den Kummer stillen und das Verlorene ersetzen. Sie dachte an einige aufrichtig fromme Frauen ihrer Bekanntschaft. Auch die waren durch bittere Trübsal gegangen, aber sie hatten das Leid als vom Vater auferlegt getragen und mit froher Zukunft die Augen auf die Berge gerichtet, von dannen uns Hilfe kommt.

Für sie war es zu spät.

Müde legte sie den Kopf zurück; die Wohnung schien ausgestorben und leer, nur die Uhr tickte ungewohnt laut. Nach längerer Zeit erhob sie sich und ging mechanisch auf und nieder. Wie ungewohnt erschienen die Tische und Stühle, wie fremd die Bilder an der Wand. Da klingelte es, man hörte eindringliche Worte, und der Diener meldete einen Besuch, der sich nicht zurückweisen ließe. Es war die Frau Professor Asdorf, „unsre innige Amalie"

benannt. Sie hatte Hedwig noch nicht als Witwe gesehen, und ihr Gefühlsschwall kannte keine Grenzen. Einmal über das andre betonte sie das „einzige Eheglück“ ihrer Freundin, ihr „namenlos seliges Zusammenleben mit dem Entschlafenen“; immer von neuem sprach sie salbungsvoll vom „verklärten Wiedersehen im Jenseits“. Während Hedwig wegen ihrer von neuem hervorbrechenden Thränenkrisen vorher fast keinen Besuch vorgelassen hatte, blickte sie jetzt gefaßt und kalt auf ihre fest zusammengefalteten Hände und antwortete nur mit wenigen, nichtssagenden Worten. Ueberrascht und etwas gekränkt verabschiedete sich die gute Frau, und nervöser und abgespannter denn je kehrte Hedwig in das Arbeitszimmer zurück.

Zögernd versiegelte sie das Paket mit den Briefen und schrieb den Namen des Professors Neumayr darauf. Aber sie hatte ein böses Gewissen und suchte sich zu entschuldigen. „Ich bin ja noch so jung, und es ist zu bitter, ganz ohne Mitleid zu sterben. Kein Mensch ahnt den Abgrund meiner Verzweiflung; einer soll wissen, wie maßlos ich gelitten habe; einen will ich dauern.“

Sie zog sich zum Ausgehen an und schritt dann zum Abschied noch einmal durch die Räume. Alles redete sie an, alles sprach von verstorbenem Glück. „Meine Vergangenheit ist ja Lug und Trug, sie kann mich nicht rühren;“ aber als sie schon auf dem Treppenflur stand, kehrte sie zurück in die Wohnung. Sie nahm die Unglücksbriefe aus dem Umschlag und warf sie in das Feuer. Hell prasselten sie und flackerten und verkohlten; Hedwig starrte auf die dünnen, schwarzen Flocken und verließ dann hastig das Haus.

Fünftes Kapitel.

Der Lietzensee.

Am Charlottenburger Bahnhof angekommen, fragte sie einen Arbeiter nach dem Weg. Er wies sie nach dem Westen, wo über der flachen Ebene sich ein langgestreckter Waldsaum dehnte. „Immer grad aus, dann kommen Sie schon hin,“ und etwas erstaunt betrachtete er die junge, verschleierte Witwe, welche so mitten im November einen Landspaziergang machte.

Bald endete die unfertige Straße, und Hedwig betrat den kleinen Fußpfad, der mitten durch die brachliegenden, mit spärlichem Gestrüpp bedeckten Felder führte. Wie wohl erinnerte sie sich, daß ein Kollege ihres Mannes, als einst ein Ausflug geplant wurde, den Lietzensee vorschlug. „Es ist die einstig Witzlebensche Herrschaft und liegt ganz poetisch, unter Bäumen versteckt, auf der Ebene zwischen Charlottenburg und dem Grunewald. Sie ahnen nicht, wie hübsch der schattige Weg um den See ist, lauter Birken und Erlen und Schilf und Rohr. Es ist eine wahre Idylle, und kein Mensch kommt hin, keiner kennt den Lietzensee auch nur vom Hörensagen.“ Ganz ungewohnt verstimmt hatte ihr Mann geantwortet. „Nehmen Sie es mir nicht übel, das hat aber auch seine sehr begreiflichen Gründe; ehe man hingelangt, muß man zu Fuß durch die denkbarst sandige, baumlose Wüste, und für mein Teil würd' ich bei dieser Wärme die Havel oder den Grunewald auf das Lebhafteste befürworten.“

Jetzt kam sie doch noch hin.

Nicht ein lebendes Wesen war zu erblicken, ausgestorben lag eine kleine Sommerwirtschaft mit Kegelbahn, Schaukeln, Tischen und Bänken unter fast entblätterten Bäumen. Hier waren die Felder gepflügt worden; verwitterte, farbenschillernde Kohlstrunken wuchsen am Weg; um ein kleines Hüttchen senkten hagere, nachgedunkelte Sommerblumen kraft-

los ihr Haupt. Jetzt näherte sie sich den Bäumen; durch ihr wirres Geäst schimmerte der See, und einen Augenblick stockte Hedwigs Blut.

Den kleinen Abhang hinuntergehend, betrat sie den schmalen, dicht am Schilf sich hinschlängelnden Pfad. Jenseits der spiegelglatten Fläche sah sie ein verschlossenes, etwas verfallenes, herrschaftliches Wohnhaus; im wild durcheinander wuchernden Garten erhob sich ein frostiger Säulengang, und da — etwas abseits — am äußersten Ende der Anlagen, war ein Häuschen. Das mußte es sein; dort hatte Toni geliebt und gelebt, dort hatte er sie beweint, hatte ihr die Augen zugedrückt. Ihr, der betrogenen, zurückgelassenen Gattin, würde ein so schönes Ende nicht blühen.

Müde schaute sie um sich. Wie todessehnsüchtig sah alles aus. Hier beugten sich schlanke, weiße Birken mit ihrem gelbgoldenen Laub über dem See, gleich blonden, schwindsüchtigen Mädchen, die sich noch einmal im Spiegel betrachten. An jenen Büschen rollten sich verzweifelnd die welken Blätter zusammen und verkamen, grau verschimmelnd, im Sumpf. Fiebernd leuchtete das Laub um einige schwarze Stämme, hektisch erglühte jenes biegsame Weidengestrüpp. Es zitterte leise das gelbliche Schilf, und wie matte Hoffnung ergrünte das letzte Gras.

Friedlich lächelte der See sie an.

Während sie langsam, wie verzaubert am Ufer ging, kam sie auf einen angebundenen Kahn. Sie stieß ab, und in der Mitte des Sees überließ sie das Boot der fast unmerklichen Strömung. Laut und schmerzhaft pochte das Herz, die Glieder flogen, es schwamm ihr vor den Augen. Sie wollte und mußte sterben, aber der letzte Entschluß war doch schwer. Wankend und bleich erhob sie sich und blickte mit starren, verzweifelnden Augen umher.

Dann sprang sie ins Wasser.

Lydias Ideale.

Eine Skizze.

Erstes Kapitel.

Frau Konsistorialrätin Sommer blickte ergeben, mit zitternden Lippen vor sich hin; mechanisch glättete Lydia den Brief.

„Ihn trifft ja gar keine Schuld," fuhr die Mutter elegisch weiter, „er schreibt durchaus taktvoll; warum sollte er auch nicht heiraten, nachdem du ihn vor drei ganzen Jahren so abfallen ließest. Aber ich hatte die festeste Zuversicht, daß ihr beide füreinander vorherbestimmt wäret und euch doch noch mal finden müßtet!"

Die Tochter lächelte gezwungen.

„Nun ist es auch gerade Trudchen, und gerade eine aus Greifswald? Und zwei Jahre soll die Verlobung dauern, Trude ist auch noch unpassend jung. Alle Augenblicke wird er herüberfahren, ich werde alles mit ansehen müssen. Ohnehin ist mir die Rektorin Bauer so wenig sympathisch."

Lydia küßte ihre Mutter. „Quäle dich nicht; es sollte nun mal so kommen, und nur das Richtigste wird uns zugedacht werden."

Die Konsistorialrätin war eine ungewöhnlich christliche Frau und schämte sich ob ihres mangelnden Vertrauens. „Du bist so gut," sagte sie mit zärtlicher Bewunderung und begab sich in die Küche.

Pflichttreu, wie immer, holte sich das junge Mädchen eine Arbeit und setzte sich an das Fenster; aber ihre feuchten

Hände flogen, vermochten kaum die Nadel zu halten. Es war zu unerwartet gekommen, und eben weil alles durchaus selbstverständlich zuging, erschien ihr die eigene Ueberraschung lächerlich, würdelos und kleinlich. Warum war es ihr damals so unklar gewesen, jetzt erkannte sie deutlich, jetzt, wo es zu spät war, um nur sich selber einzugestehen, daß sie den Vetter, unbewußt, eigentlich von Kindheit an geliebt. Ohne lodernde Leidenschaft, aber doch mit stiller, warmer Anhänglichkeit, mit einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, dessen Entbehrung ihr Leben nüchtern und leer erscheinen ließ. Mit Max hätte sie ein ruhiges Glück gefunden, das kam ihr damals wenig anregend und selbstverständlich vor. Erst zwanzig Jahre alt, glaubte sie noch an den Märchenprinzen; ihr besonderer sollte ein gottbegnadeter Künstler sein, in ihr fände er das seelenverwandte Weib seiner Träume, sie erst würde ihn zur Erfüllung seines hohen Berufes anspornen und stärken. Hierzu eignete Max Beiermann sich wenig; sonst ein seelenguter, fleißiger junger Fabrikant, der treffliche Sohn des Vetters ihrer Mutter. Damals fühlte sie sich so jung, sie konnte noch warten; schließlich . . . schließlich blieb ja noch immer der treue, liebende Max.

Sie wurde dunkelrot. „Es soll mir nicht wieder geschehen," dachte sie und versuchte kühl ihre Lage zu überblicken. Obgleich erst dreiundzwanzig, war es äußerst wahrscheinlich, daß sich ihr keine weitere Heiratsgelegenheit bieten würde; für ein nicht eigentlich hübsches, unvermögendes Mädchen war es schon viel, außer dem Antrag des Vetters zwei weitere erhalten zu haben. Allerdings war der erste Freier ein engbrüstiger, mittelloser Privatdozent aus schwindsüchtiger Familie, der andre ein geschiedener Domänenpächter mit bewegter Vergangenheit gewesen — aber so war nun mal der Lauf der Welt, wenigstens ihrer Welt.

Glücklicherweise blieb ihr noch eins: die Kunst! Von Kindheit auf hatte sie mit liebendem Eifer nach Gips ge-

zeichnet und alle aufzutreibenden Kupferstiche sauber kopiert. Nur seelisch-erhabene Meisterwerke konnten sie befriedigen, der Apoll von Belvedere war ihre Lieblingstatue, an den herrlichen Spätitalienern, an den unsterblichen deutschen Meistern aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bildete sie sich ihren Geschmack. Jetzt stand ihr Sinnen und Trachten darauf, durchgeistigte Kirchenbilder zu malen, gegen den herrschenden Materialismus wollte sie sich stemmen, der höchsten Kunst eine Stätte bereiten. Sie fühlte, daß ihr die Kraft verliehen werden würde; hatten doch sämtliche Bekannte, selbst ein Professor der Aesthetik, ihre Kopieen aufs wärmste gelobt. Bei aller Bescheidenheit durfte sie auf unzweifelhafte Begabung rechnen, nur fehlte noch die Gelegenheit zur Entfaltung.

Ohnehin hatte die Mama oft daran gedacht, nach ihrer einstigen Heimat, nach Berlin, überzusiedeln; jetzt würde sie sich doppelt gern dazu entschließen.

Immer klarer erkannte sie die „Fügung"; eine große Aufgabe war ihr vorbehalten gewesen.

Friedlich lächelnd nähte sie sorgsam den Hohlsaum des Deckchens, lichter Abendglanz streifte ihr glattes, blaßblondes Haar.

Zweites Kapitel.

Aengstlich betrat sie eines Novembermorgens ein stattliches, echt berlinisches Haus. Sie betrachtete mit scheuer Bewunderung den herrlichen Marmorstuck, die kunstvoll, täuschend wie Eichenholz bemalten Paneele, das prunkhafte, gußeiserne Rokokogeländer, ging daran vorbei in den Hof, wo fadenscheiniger Epheu um eine bronzeartig patinierte Gipsstatue das hintere Gebäude zu einem „Gartenhaus" erhob. Die Treppe erklimmend, sah sie auf einem Porzellanschild

die Worte „Professor Kretschau"; die Thüre stand offen, mutig trat sie ein. Am Ende des gaserleuchteten Flurs stand ein junges Mädchen und kämmte sich die Stirnlöckchen vor dem Spiegel, um sie herum hingen Hüte und Jacken. Lydia entledigte sich ihrer Sachen, bemerkte, daß ihre Kollegin, eine Handvoll Pinsel ergreifend, in den angrenzenden Raum ging und folgte, nach kurzer, qualvoller Ueberlegung.

Durch große Fenster fiel ihr das Licht in die Augen; verworren unterschied sie einen blaubekittelten, auf dem Podium sitzenden Mann, ringsumher etwa drei Dutzend malende und zeichnende Damen. Mit beklommener Stimme wünschte sie „guten Morgen", einige erwiderten den Gruß, und alle sahen sie an. Hilflos blieb sie stehen. „Hier hinten ist noch Platz," ertönte es aus einer Ecke; dankbar wand Lydia sich durch die Staffeleien und richtete sich im Winkelchen ein.

Da saß sie vor dem aufgespannten Papier, die fein gespitzte Kohle in der Hand, und betrachtete enttäuscht das Modell. Es hatte struppiges Haar, vorspringende Backenknochen und einen faunartigen Mund. Das sollte sie zeichnen! Es schien ihr eine Entweihung, und mit der Kühnheit der Erregung fragte sie ihre Nachbarin leise, ob die Modelle immer so abstoßend wären.

„Nanu," war die überraschte Entgegnung, „der ist doch fein! Kolossal rassig! Der Professor war auch ganz weg und bestellte ihn sofort für die Abendklasse."

Mehrere drehten sich um; peinlich errötend, bückte sich Lydia über ihr Brett.

Es war ziemlich ruhig im Atelier, dann hörte man verzweifeltes Stöhnen. „Wenn er doch bald käme," und ein entrüsteter Chor: „Um Gottes willen, nur ja nicht."

„Ich möchte ihm aber so gern meine ganz besonderen Schwierigkeiten erklären; wagen thue ich das zwar doch nicht, er ist zu furchtbar einsilbig."

„War er das immer?“ fragte ein augenscheinlicher Neuling.

Die andern kicherten. „Nein!“ Erneutes Gelächter. „Und da, na da nahm eine sich seine Korrektur dermaßen zu Herzen, daß sie hier hinauslief und in den Kanal sprang. Das war ihm äußerst fatal.“

„Mir ist noch nie ein Kopf so schwer geworden, wie gerade dieser,“ hob die erste Sprecherin mit ihrem tragischen Brustton wieder an.

„Das sagen Sie jede Woche.“

„Diesmal stimmt es, ich mache rapide Rückschritte ... Herr Gott, das ist er.“

Man hörte einige Tritte im Flur, und erstarrt hefteten sich die Augen auf die Thüre. Aber niemand erschien, und erleichtert atmete das Atelier.

„Ich bin nun doch zum sechsten Jahre hier, bemerkte eine der Aelteren, „und meine Angst wird immer akuter.“

„Mir flimmert es grün vor den Augen, wenn er so vor mir steht.“

„Ich zähle, ganz hypnotisiert, die Farben in meinem Kasten.“

„Ich sehe und höre überhaupt nichts und vermag keine Silbe hervorzupressen.“

„Doch, Fräulein Keil, Sie werden aschgrau und murmeln: ja ... ja.“

„Das Allerschrecklichste bleibt doch das An- und Abmelden; ich klammere mich immer an meinen Schirm, der verleiht mir einen moralischen Halt.“

Lydias Herz schnürte sich zusammen. Sie kannte „ihn“ noch gar nicht; ein Familienfreund, Doktor Grünbaum, hatte ihr lebhaft zu Kretschau, als dem besten Lehrer, geraten, hatte persönlich mit dem Professor gesprochen.

Da nahten sich rasche Tritte, nervös fuhren alle zusammen, ein kurzes Anklopfen, herein trat ein sorgfältig

angezogener, noch ziemlich jugendlicher Herr, mit hohem Stehkragen und kurzgeschorenem Haar. Das war der Meister! Dessen gefürchtete Persönlichkeit hatte sie sich anders gedacht.

In der Grabesstille hörte man leise Bemerkungen des Professors, ungewohnte Bezeichnungen befremdeten Lydia ... „die Falten müssen nervöser werden ... Sie haben den Bart nicht intim genug behandelt ... Ihre Nase ist zu branstig, und das Ohr könnte noch toniger werden ..." Es dauerte lange, ehe er sich bis zu ihrer Ecke durchkorrigierte; laut schlugen ihre Pulse, die Lippen wurden trocken und die Stirn wurde feucht. Endlich stand er vor ihr; „Fräulein Sommer?" Fassungslos nickte sie und räumte ihm den Platz. Einige lange Augenblicke schwieg er, dann seufzte er und hub mit sanfter Stimme an: „So geht es unmöglich, alles ist schablonenhaft und konventionell. Sie haben wohl niemals nach der Natur gearbeitet?"

In ihrer Erstarrung kam Lydia die rettende Erinnerung an das Lob des Professors der Aesthetik; nicht ohne Selbstgefühl erwiderte sie: „Nein, aber ich habe jahrelang kopiert."

„Was denn?"

„Gipsfiguren und sehr viele Kupferstiche, vor allem Guido Reni, Ary Scheffer und Kaulbach."

„Das kann ich mir denken," meinte er matt; „hätten Sie nur eine einzige Holbeinische Zeichnung studiert, würde so etwas nie vorgekommen sein." Dann sprach er eingehend über naiv-liebevolle Wiedergabe der charakteristischen Züge eines jeden Gesichts.

„Aber ich wollte ja idealisieren," platzte Lydia überzeugungstreu heraus.

Im ganzen Atelier stockten Pinsel und Stifte; nachher wurde behauptet, „er" hätte zum erstenmal in seinem Leben gelächelt.

„Leider erinnert Ihre Art des Idealisierens allzusehr an Schokoladendeckelkunst; durch gewissenhaftes Studium

würden Sie doch vielleicht noch Befriedigenderes leisten;" so antwortete er schonend und wandte sich zur nächsten. Sowie er das Zimmer verließ, wurde „Pause" erklärt; abgespannt reckte und dehnte sich das Modell, alle Schülerinnen holten Brötchen hervor und sprachen gleichzeitig durcheinander. Deutlich vernahm Lydia einige beziehungsreiche Worte ... „Sehr vom Land ... himmlische Anschauungen ... man denke sich, ‚Kaulbach!' und dieser Name erweckte allgemeine Freude. Vereinsamt setzte sich Lydia auf das Podium und sah nachdenklich, eine Märtyrerin des Idealen, aus dem Fenster.

Sehr langsam gewöhnte sie sich an diese fremden Begriffe. Immer wieder seufzte der Professor über ihre stereotype Modellierung, über die flauen, allgemein gültigen Züge und zeichnete mit engelhafter Geduld das individuelle Auge und Ohr des betreffenden Modells an die Kante ihres Brettes. Ebenso ungewohnt erschien ihr auch die bunt gewürfelte Gesellschaft. Lydia war streng überwacht worden, hatte nur wenig und nur mit den ultra-konservativ-pietistischen Kreisen der Provinzialstadt verkehrt. Hier überraschte sie vor allem eine Gruppe frischer, gut angezogener junger Mädchen; alle waren wenig über Zwanzig und hatten doch bereits alles gesehen, alles gelesen, alles gerichtet. Für Ibsen hatten sie „in ihrer Jugend" geschwärmt, jetzt erörterten sie begeistert das Neueste von Strindberg, Tovote, Garborg und einem Schriftsteller mit polnischem, überaus schwer auszusprechendem Namen. Doch räumten sie ein, daß diese hin und wieder „wirklich zu toll" waren. Verblüfft hörte Lydia zu; kürzlich noch hatte sie im „Pommerschen Hausfreund" einen Klageruf über diese „Verderber" gelesen. Was kannten diese jungen Mädchen nicht alles vom Leben! Die eine war in der Chicagoer Ausstellung gewesen, die andre im „Fürst Bismarck" in Konstantinopel. Sie sprachen italienisch, schwärmten für die Duse, hatten die Barthet in

Paris bewundert, sie ritten im Tiergarten Tattersall und spielten in der Maaßenstraße Tennis. Die besten Konzerte, alle Ausstellungen und Erstaufführungen hatten sie besucht; sie citierten Nietzsche und gingen viel in Gesellschaft. Was diese letztere anbetrifft, merkte Lydia, daß „die Gesellschaft" stets nur den eigenen Kreis bedeutet. Mit einer Bekannten vom Lande, welche bei ihrem Onkel, einem Ceremonienmeister, zu Besuch war, kam sie neulich in die Generalprobe eines Philharmonischen Konzertes. Ihre Freundin und deren Verwandte konnten sich gar nicht genügend über das tausendköpfige Publikum wundern. „Geradezu niemand ist hier . . . faktisch keine Seele". Am nächsten Morgen besprach eben dieser Kreis dunkelhaariger junger Mädchen das Konzert. „Es waren lächerlich viele Bekannte . . . alle Welt war da . . . Elsa Schönfels, Adelheid Schmidtchens, Johnny Neumann, Siegfried Kahnheim . . . nein, aber auch buchstäblich „ganz Berlin".

Noch mehr bei der Sache als dieser zu beregte Kreis waren einige ältere Künstlerinnen, welche noch zu guter Letzt „modern" werden wollten. Dann gab es Landfräuleins, welche unter dem Vorwand der Malerei einige beglückende Monate in einem Berliner Pensionat zubringen durften. Stramm arbeitete die Gruppe der Streber; wenn die weisen Jungfrauen des Tiergartenviertels sich wieder eingehend über die neuen Stiefel oder den Parfüm des Professors stritten, baten sie, „mal eine halbe Stunde lang nicht über Kretschau zu sprechen". Sie entwickelten einen glühenden Ehrgeiz, eine rastlose Energie. Einige waren noch jung und freudig und erträumten frühzeitig Ruhm, die Aelteren mußten verlorene Jahre nachholen, waren nur zu oft nervös und blaß. Viele hatten durch Unterrichtgeben, durch kunstgewerbliche Arbeiten sich die Mittel zum jetzigen Studium erworben. Ihre Heroen waren, neben dem Professor, Klinger, Uhde und Ludwig v. Hofmann, lauter der Lydia unbekannte Namen;

von Berlin hatten sie eine geringe Meinung, was Lydia natürlich sehr überraschte. Sobald das Geld reichte, wollten sie nach München, vielleicht sogar nach Paris, und bei dem bloßen Gedanken leuchteten die lebhaften Augen.

Keine quälte sich so wie Betty Keil; nachdem sie die Woche über gejammert hatte, wurden die Oelköpfe am Sonnabend immerhin ganz leidlich. Oefters hatte der Professor „einiges gar nicht Uebles“ in ihnen entdeckt, und die Kolleginnen überboten sich in begeistertem Lob. Wie Lydia, wohnte sie in der Kleiststraßengegend, und so gingen sie öfters zusammen nach Haus. Am mystisch novembrigen Nebel des Kanals versuchte sie Lydia über „malerische Luftwirkung“ zu belehren, an der weißen Herkulesbrücke, an dem dunkel fließenden Wasser und den grün- und braunfarbenen Zillen erläuterte sie die „valeurs“. Richtige „Luft“, richtige „Werte“ und streng charakteristisches Zeichnen, dieses bildete nach ihrem Dogma Anfang und Ende der Kunst.

„Nein,“ behauptete Lydia, „vielleicht den Anfang der Kunst, deren Ende ist aber der Gedanke.“

Betty schüttelte sich vor Entsetzen. „Der Gedanke ist ja Gift, Verderben, Untergang alles Sinnlichschönen,“ und des längeren citierte sie Schopenhauer und andre Aesthetiker, erörterte das Quattrocento, die Niederländer und neuen Franzosen.

Lydia staunte ob ihres Wissens, war keineswegs überzeugt und hielt unentwegt an Oesers Briefen an eine Jungfrau fest, die sie, in Goldschnitt gebunden, zur Einsegnung erhalten hatte.

Als Betty Keil sie einmal ahnungslos unter die Dilettantinnen reihte, gestand sie errötend ihre Lebensaufgabe ein. Betty betrachtete sie bedauernd. „Dann rate ich Ihnen wenigstens, möglichst bald Akt zu zeichnen ... In unsrer Abendklasse ist ein Platz frei geworden, Sie könnten schon Montag beginnen.“

„Ist das nach Gips oder nach dem Leben?“

Trotz aller Gutmütigkeit, und Betty war gutmütig, konnte sie sich einer tiefen Verachtung nicht erwehren. „Natürlich nach dem Leben.“

Lydia wagte keine weitere Frage.

Als sie am Montag der Betty in das Atelier hinein folgte, blieb sie, von Blut übergossen, fassungslos stehen. Dort, auf dem Podium stand, hell beleuchtet, mit auf dem Rücken verschränkten Armen, eine ganz unbekleidete junge Frau! Lydia beschloß eilige Flucht, aber zu spät. Betty zog sie an einen leeren Platz und stellte sie dem Bildhauer Mehrens vor, der eben die Kniemuskulatur am lebenden Objekt sachgemäß und ruhig besprach. Nach einiger Zeit sah Betty, daß Lydia, blaß und verstört, kaum ihre Kohle zu führen vermochte. „Ist Ihnen schlecht?“ . . .

„Ich . . . ich . . . ich ahnte ja nicht, daß die Modelle gänzlich . . . ausgezogen wären!“ stotterte diese, mit Thränen kämpfend.

Aengstlich sah Betty sich um; nein, glücklicherweise hatte es niemand gehört. „Sie sind klassisch . . . aber bitte, haben Sie sich nicht, etwas so Komisches hängt Ihnen sonst auch alle Zeit an.“

Mannhaft beherrschte sich Lydia, lieferte unverdrossen, hier wie bei Kretschau, ausgetiftelte Zeichnungen, die einander merkwürdig glichen.'

Doch waren die Modelle verschiedentlichst geartet; die berühmtesten Matadore Berlins hatten ihr gesessen: Beckers „Othello-Neger“, Koners „Kaiser Wilhelm“, Eberleins „Psyche“, Plockhorsts „Christus“. Dann gab es den berühmt schönen männlichen Akt, Plischow, mit seinen neun Kopflängen, dann gab es Italiener, den sprachgewandten Atelierfräulein ein willkommener Vorwand zur Uebung, oder es gab ein blauäugiges blondes Kind, das auf die Frage, wie sie von der Schule losgekommen sei, mit offenem Lächeln antwortete:

„Mutter hat geschrieben, daß ich krank bin,“ schließlich zeichnete auch sie den aristokratisch aussehenden Herrn von Viginsky, einen früheren Gardeulanen, wie man sich mit Interesse erzählte.

Bei ihrer Mutter und deren kleinem Kreis hatten Lydias mitgebrachte Studien einen lauten und reinen Erfolg. Unter verschiedenen Vorwänden verbarg sie die unseligen Akte, so daß niemand die Wahrheit ahnte. Aber einmal, als zwei Studienfreunde ihres Vaters, Professor Lukenius und der kunstverständige Doktor Grünbaum, zu Abend bei ihnen aßen, begann die Konsistorialrätin: „Ach, bring doch deine Akte, es würde gerade diese Herren so besonders interessieren.“ Unwillkürlich lächelten die beiden Gäste, und Lydia entfloh auf ihr Zimmer. Als sie nicht zurückkam, folgte ihr die Mutter. „Wie konntest du mir das anthun,“ schluchzte das junge Mädchen; „das sind ja . . . ausgezogene Menschen!“

„Nackte!“ stieß die Konsistorialrätin hervor.

„Fast ganz!“ tönte es schwach aus den Kissen.

Die erschütterte Frau mußte zu den Gästen zurück, mußte tapfer ein andres Gesprächsthema ersinnen. Doch am selbigen Abend beschlossen die Greifswalderinnen, diesen Unterricht fallen zu lassen.

„Es ist nichts für die Tochter deines Vaters,“ meinte würdevoll die Konsistorialrätin Sommer.

Drittes Kapitel.

In gedrückter Stimmung arbeitete Lydia allmorgendlich in Kretschaus Atelier. Freundlich bekümmerte Betty Keil sich um die Fremde, deren stilles Wesen, wie sie vorgab, auf ihre armen Nerven beruhigend wirkte. Außerdem konnte Lydia endlos zuhören, während Betty von ihren

künstlerischen Krisen und Plänen erzählte. „Kommen Sie mit mir zu Schulte,“ sagte sie ihr eines Tages. „Sie versimpeln mir sonst.“

Gleich im ersten Zimmer dieser beliebten Wärmehalle der höheren Stände fesselte Lydia eine spanische Kirchenscene. „Das müssen Sie doch bewundern?“ fragte sie Betty; „sehen Sie nur die reizenden, knieenden Chorknaben, nein, wie fabelhaft sind diese Spitzen gemalt.“

„Schlechte Benlliurische Kopie,“ rümpfte Betty die Nase, „vollständig wertlos und ‚niedlich‘, braune Sauce, Atelierbeleuchtung.“

„Diese Rosen von der Mathilde Huber sind wohl ebenfalls ‚wertlos‘,“ fragte Lydia ironisch, mit scheuer Achtung hinzufügend: „Zwölfhundert Mark sollen sie kosten!“

„Gewiß, die Huber hat ihre Kommerzienräte, und das genügt. Sahen Sie denn jemals Blumen, die in einer unmöglichen Luft frei, zwecklos schweben und sich dann grau und schattenhaft fortverjüngen? Chromolithographie!“

„Was bewundern Sie denn, Fräulein Keil?“ fragte Lydia erregt.

„Diesen Liebermann hier.“

„Aber die alte Frau ist doch einfach garstig!“

„In meinen Augen ist sie ästhetisch schön. Sehen Sie nur, wie richtig und doch wohlthuend subtil das fahle Dünengras zum hellen Himmelton steht, wie das Ganze, von Luft umflossen, pulsiert. Sehen Sie doch die abgelauschte Haltung der Hand, die ungezwungene Bewegung der Gestalt. Empfinden Sie doch die rührende, ergreifende Tragik dieser stillen, verarbeiteten Frau!“

„Ich bin nun 'mal gegen die Richtung der Freilichtmalerei,“ meinte Lydia weise und überlegen.

„Blech,“ murmelte Betty, „als ob es auf irgend eine ‚Richtung‘ ankäme; ein Bild ist gut oder mittelmäßig oder schlecht ...“

„Der Naturalismus widerstrebt mir,“ behauptete Lydia.

„Sie haben vollkommen recht, er ist auch glücklicherweise tot und verscharrt,“ so fuhr Irene Daus mit explosiver Gewalt dazwischen. Diese junge Dame hatte drei Wochen in Paris verlebt, behauptete, nur das Handwerkszeug könne man bei Kretschau schärfen, die wahre Kunst, der Symbolismus wäre dem stehengebliebenen Atelier eine verschlossene Welt. Fürchterliche Rededuelle hatten sich entsponnen, Hände hatten gezittert, Lippen gebebt; jetzt wagte sich Fräulein Daus nur in der sichern Deckung der Außenwelt mit ihren Ansichten hervor.

„Allerdings,“ versetzte Betty mit fein sich blähenden Nüstern, „Sie bevorzugen eine gemalte Oeltapete, mit naiv sein wollendem, korrupt plumpem Rahmen, mit magentaroten Bäumen, grünen Wolken, vom Rand zerschnittenen, auseinander gezerrten, symbolisch drapierten, hysterisch kokottenhaften Wesen.“ Die Worte rollten nur so herunter.

„Ein Bild,“ entgegnete Irene, „soll durch Farben und Formen Wohlbehagen verbreiten. Erwecken nun himbeerrote Sträucher beglückende Accorde, zaubern nervöse, verbogene Finger subtile Empfindungen in uns hervor — so ist das Kunst. Nur hoffnungslos stumpfe Durchschnittsmenschen verlangen Korrektheit, naturwissenschaftlich nachweisbare ‚Wahrheit‘, nur diese jammern nach einem ‚verständlichen Inhalt‘. Ein Kunstwerk soll man genießen, nicht verstehen. Haben Nokturnen oder Walzer etwa Gedanken, erzählen sie Anekdoten? Sie gewähren Stimmung, ästhetische Wallung des Blutes. Das ist die Mission der wahren Kunst.“

Mit sprühenden Augen hatte sie etwas zischend geredet, jetzt, da Betty, ihre Lippen befeuchtend, sich mit kalter Würde emporreckte, entschwand sie in die grell elektrisch beleuchtete „Schreckenskammer“, in welche Betty, ihrer Nerven wegen, bestimmt nicht zu folgen vermochte.

Kopfschüttelnd schwieg Lydia und erfrischte sich an einer

ansprechenden Genrescene der Luisenzeit. „Bildhübschen“ jungen Mädchen, mit großen Augen und kleinen roten Mündchen, wurden von einem schlanken Körnerschen Jüngling, mit alabasterfarbener Hand und seidigem Schnurrbart, Blumen gereicht.

Haltungsvoll bemerkte Betty unterdessen: „Die gute Daus ist noch unreif und jung“ (sie selber war etwa vier Jahre älter); „da macht man alle Moden gern mit.“ Dann auf das von Lydia besehene Meisterwerk achtend, fuhr sie mit herber Betonung fort: „Es interessiert mich übrigens, bei dieser Gelegenheit Ihren wahren Geschmack zu ergründen. Sie gehören zu der großen Menge, welche in der Theorie nur die erhabene Kunst, in der Wirklichkeit nur die ‚freundlich gefällige‘ liebt, nur Schlagsahne und Schminke.“

„Ich weiß wenigstens, was ich mag, und das genügt,“ antwortete Lydia mit anspruchsvoller Demut.

„Ja,“ meinte nachdenklich Betty, „man verkennt das Publikum, wenn man annimmt, daß es gute und schlechte Kunst nicht zu trennen vermag. Die Leute unterscheiden sogar fabelhaft fein und wählen das Schlechte.“

Begreiflicherweise nahm Lydia dies übel, und verstimmt ging sie in den Lichtsaal, wo die Ausstellung der „Eilfer“ Anstoß erregte. Hier teilte sie mit Genugthuung das Urteil einiger Leutnants mit ihren befreundeten Damen vom Lande, welche mit laut erhobener Stimme „all dies moderne Geschmiere für bodenlosen Unfug“ erklärten.

An diesem Tage entsagte sie der neuen, verwirrenden, ihrem Gemüt so wenig bietenden Malerei. Bei ihrer feinfühligen Kunstauffassung konnte sie gewiß nur von den ihr näherstehenden alten Meistern eine Förderung erwarten. So verließ sie Kretschaus Atelier und kopierte im Museum.

Betty Keil hatte diesen Schritt in warmer, wenn auch nicht schmeichelhafter Weise gebilligt. „Aus Ihrem Gezeichne beim Professor wurde doch nichts, aber am Ende ent-

wickeln Sie sich zu einer braven Kopistin.“ Lydia lächelte; wie wenig durchschaute diese treffliche Keil ihren Ehrgeiz! Begreiflicherweise befolgte sie auch nicht deren Rat, erwählte keinen Franz Hals oder Velasquez — das war doch nicht die große Kunst! Sie entschied sich für den Kopf der beliebten büßenden Magdalena (die Figur ließ sie weg); welch verzückte Inbrunst, welche schmelzende Zerknirschung lag doch in diesen weichen, himmelnden Zügen!

So stand sie vor ihrer Staffelei, pinselte und lasierte darauf los, so wie es die liebe alte Greifswalder Lehrerin ihr gezeigt. Es war ihr eine sympathische Beschäftigung, und bald erhielt das ganze Museum ein sonderbar vertrautes Gepräge. Wie friedlich und feierlich zog die Säulenreihe sich hin, wenn sie, vom lärmenden Werderschen Markt kommend, die statuengeschmückte Schloßbrücke betrat. Wie heimlich berührte sie der riesige Brunnen, die urwüchsige Katalogverkäuferin mit der knallroten, gestickten Kapuze, die breiten Stufen, die nach Juchten duftenden Thüren und der runde Saal. Fremdartig hallte der Schritt, verworren dehnten sich die gewaltigen pergamenischen Götter, darüber sprachen blasse Wandteppiche in leiser Sprache von raphaelischer Pracht. Dann kam sie durch Reihen kühler Marmormenschen in die farbenglühenden Säle, und Heilige und Patrizier lächelten vertraulich sie an.

Leider gab es außerdem noch Menschen, und die waren ja etwas lästig. Am besten arbeitete es sich an Regentagen; dann schallten die Tritte der Aufseher durch die Räume, und die stattlichen Exunteroffiziere, jetzige Kunstkenner, in langen, silberbestickten Livreeröcken, plauderten gemütlich miteinander. Schließlich gewöhnte sie sich an die Gaffer, welche das Kopieren mehr als Meisterwerke interessiert. Rückte irgend einer zu nahe, riet Betty, dessen Stiefel zu fixieren; das hielte keiner aus. Aber es kam nicht zu so energischer Wehr.

Mannigfache Gespräche überhörte sie, mannigfache Gestalten zogen vorbei. Kunstkenner, welche mit der Lupe die Technik ergründeten, über „gesunden Zustand", über „Bolusgrund" und Uebermalungen sprachen, sich über die Echtheit des „Borro" ereiferten und ein Buch, welches sie Morelli nannten, öfters citierten und beim Nahen des Direktors versteckten. — Schlichte Bauerfrauen mit schwarzen Kopftüchern, die vor jedem dritten Bild ausriefen: „Herr Jesus noch 'n mal, was doch die Menschen sich nich alles ausdenken!" worauf denn der städtisch gekleidete Sohn überlegen erwiderte: „Na, un nun in die Nationalgalerie, das is noch xmal feiner!" — Herren, welche, vor Lydias Bild stehend, sachgemäß erörterten, warum büßende Magdalenen blond seien; gingen dunkelhaarige nie zu weit, oder wären sie nachher gänzlich verstockt? — Amerikanerinnen, welche gewissenhaft alles mit Sterne im Bädeker Bezeichnete kontrollierten — ermüdete Hochzeitsreisende — stämmige Wollonkel aus der Provinz.

Der große Saal wurde anscheinend oft zu einem Stelldichein gewählt. Da war ein üppiges, drallgeschnürtes Wesen, welches mit gewitterschweren Augen auf dem Diwan ruhte, bis ein betretener Herr endlich erschien und einem leise, aber voll dahinrauschenden Wortkatarakt trotzte. Dann ein Herr mit spitzem, schwarzem Bart und rot leuchtenden Lippen, der alle kopierenden oder vorbeigehenden Damen frech besah, bis sich ein verlegen kichernder Backfisch nahte, welchem er, süßlich lächelnd, einige Maiglöckchen übergab. Mit welchem unsteten Blick nahm das Kind sie in Empfang!

Oft kamen Kolleginnen aus den ungezählten Damenateliers von Berlin, aber nur die ernstere Sorte. Ihr Haar war oft wirr, ihr Rockstoß durchscheuert, aber beinahe rührend schön sahen sie aus, wenn sie mit dem heißen Verlangen, das Geheimnis zu ergründen, „Velasquez' Gattin" mit Blicken verzehrten. Für Außenstehende eine unliebens-

würdige, unvorteilhaft angezogene Frau, für diese die Quelle der weihevollsten Erhebung.

Unterdessen reifte Lydias Kopie, wurde womöglich noch lieblicher, noch inbrünstiger als das Urbild. Da überhörte sie ein Geflüster: „Meine Frau hat so was recht gern, zum letzten Geburtstag schenkte ich eine hohe Ständerlampe, dies wäre mal was andres, und der Schaden am Ende auch nicht größer. . . . Wo ist denn Pielke, der versteht das, wo hat sich der Mensch nur verkrümelt!“ Und die Stimmen entfernten sich wieder. Bald darauf merkte Lydia, pochenden Herzens, daß ein Herr ihre Kopie auf das genaueste besah — das war der ausschlaggebende Pielke, und als er in den Nebenraum ging, unterlag Lydia schamlos ihrer Neugierde und folgte, unter dem Vorwand, sich vom Oberaufseher einen höheren Schemel zu erbitten. Die unschöne Handlung hat sich gerächt. Da standen drei Herren und der eine sprach laut, und sie vernahm die Worte: „Tiftliche Technik . . . rosiger Lack . . . talentloseste Kopie im ganzen Lokal.“

Lange ging sie einsam im Tiergarten spazieren, bis sie sich stark genug fühlte, ihrem Mütterchen heiter vor die Augen zu treten.

In der Nacht reifte wieder ein Entschluß: „Man muß die individuelle Begabung erkennen, von nun an folge ich meiner inneren Stimme und entwerfe religiöse Bilder. Genügend vorbereitet bin ich, höchstens fehlt mir noch ein bißchen Anatomie.“

Dies war das Steckenpferd der Keil, und ein echtes Skelett, von blaugrauen Stranddisteln und grünlicher Libertyseide umgeben, erheiterte die gemütliche Sofaecke ihres Zimmers. Großmütig wollte sie es der Lydia einige Wochen lang leihen, aber der Plan scheiterte an unüberwindlichen Klippen. Der Konsistorialrätin wäre es vermessen und gottlos erschienen, das unverdorbene hinterpommersche Mädchen für alles hätte gekündigt. So begnügte Lydia sich damit,

nach einem Anatomiewerk Muskeln und Knochen zu zeichnen. Glücklich an der kleinen Zehe angelangt — Phalanx prima, secunda, tertia, Roll- oder Sesambeinchen — erachtete sie ihre gewissenhaften Vorstudien beendet, spannte einen großen Bogen auf und begab sich in bang bewegter Stimmung an ihr Werk.

Nach dreiwöchentlichem Fleiß und ernster Versenkung war es vollbracht. Doktor Grünbaum sollte es nun in Augenschein nehmen. Bis jetzt war er ihren Erzeugnissen gegenüber zurückhaltend gewesen. „Nur ordentlich gearbeitet, es fällt kein Meister vom Himmel,“ mehr hatte selbst die Mutter nicht aus ihm herauswurmen können. Aber nun kam ja auch erst ihre künstlerische Eigenart zur Geltung, bis dahin waren es nur Schulwerke gewesen.

Aufmerksam betrachtete der kunstliebende, welterfahrene Justizrat, „die Marien am Grabe“. „Na, nun sagen Sie mal ganz offen, Fräulein Lydia, was bezwecken Sie eigentlich mit Ihrem Zeichnen?“

Lydia war allein mit dem väterlichen Freund und redete frei heraus. „Ich . . . ich . . . mir ist die gesamte moderne Richtung zuwider, und ich hoffe, eine wahre, christliche Kunst wieder einführen zu dürfen. Ich will mein ganzes Leben der religiösen Malerei widmen, endlich wird man auf das Echte und Große zurückkehren.“

„Sie nehmen also die Sache ernst?“

„Gewiß!“

„Dann ist es meine heilige Pflicht, Ihnen in der brutalsten Weise abzuraten. — Sie glauben, einen individuellen Kunstgeschmack zu haben, gleich Ihnen empfinden aber Tausende, die wohl ein sinniges Gemüt, jedoch weder künstlerische Auffassung noch künstlerische Bildung besitzen. Bei einigen ist dies nur ein Anfangsstadium, und sie erringen sich noch ein gediegeneres Verständnis, die meisten — und zu diesen scheinen Sie zu gehören — verharren Zeitlebens

im selbstgefälligen pseudo-idealen Dilettantismus. — Was aber das Ausüben betrifft, sieht es damit noch trostloser aus. Ich vermag nicht die geringste Eigenart zu entdecken. Ich ersehe weder Begabung für Form noch Farbe, noch Komposition — nur eine Geschicklichkeit im Schraffieren . . . Himmel!" er setzte sich verstört. „Nun weinen Sie! Aber bei Gott! Es ist buchstäbliche Wahrheit, und gerade weil Sie ein so auffallend nettes, junges Mädchen sind, möchte ich Sie vor dem Jammer des Malerinnenproletariats bewahren. Ich meinte es doch so gut!"

Erschüttert drückte der wohlbeleibte Herr ihre Hand und entfernte sich schnell.

Viertes Kapitel.

Im späteren Leben hat Lydia schwere Zeiten durchmachen müssen, nie eine so hoffnungslose als jene nach diesem Gespräch. Vergebens ermutigte sie die Mutter; trotz aller Illusionskraft hatte Lydia eine wahrhafte Natur, und die Augen waren ihr geöffnet. Gewissenhaft versorgte sie den kleinen Haushalt, ging mit ihrer Mutter spazieren und beteiligte sich an einem englischen Abend. Außerdem strickte sie für Bescherungen, brannte Landschaften auf wehrlose Schränkchen und malte Sonnenblumen auf Gläser. Aber der Lebensmut war gebrochen. Was bleibt auch einem Mädchen in ihrer Lage zu thun oder zu hoffen? Vor sich erblickte sie eine ruhige Reihe farbloser Jahre, dann würde sie im Lauf der Dinge ihre Mutter verlieren, ältlich, mit beschränkten Mitteln vereinsamt dastehen.

Eines Abends hatte sie eine große Ueberraschung. Bei einer befreundeten Familie bemerkte sie, daß Professor Lukenius sie gedankenvoll fixierte und nach dem Abendbrot ein

längeres Gespräch mit ihr begann. Ausführlich entwickelte er seine Ansichten über ein konservativ-konstitutionelles Königtum, über die freie, aber auf dem Apostolikon beruhende Entwickelung der evangelischen Kirche, wie über eine christliche Ehe. Dann schilderte er die Charaktere seiner fünf Kinder und die Schwierigkeiten mit Stützen und Fräuleins seit dem Scheiden seiner seligen Pauline. Lydia kam wenig zum Wort, anscheinend war es dem Professor der Dogmatik mehr um die Feststellung seiner eigenen Grundsätze und Erfahrungen, als um die Kenntnisnahme der ihrigen zu thun. Gemeinschaftlich gingen sie nachher die Treppe hinunter, und während die Mutter nach dem geeigneten Silberstück für das voranleuchtende Dienstmädchen wühlte, preßte er ihr bedeutungsvoll die Hand und sagte mit seiner heiseren, gewichtigen Stimme: „Morgen um Vier hoffe ich Sie und Ihre Frau Mutter zu Hause zu treffen.“

Natürlich war der Konsistorialrätin auch nicht das Geringste entgangen, aber sie sagte kein Wort.

Am Vormittag brachte ein Dienstmann eine Lyra aus Veilchen und Rosen für Fräulein Sommer vom Professor Lukenius. Auch jetzt verzog die Mutter keine Miene und schwieg. „Sie ist nicht dagegen, eher dafür, will mich aber gar nicht beeinflussen,“ dachte Lydia und starrte während des Staubwischens vor sich hin. Konnte sie ihn heiraten ... heiraten! Deutlich sah sie sein hageres Gesicht mit den langen Zähnen und dem spärlichen Bart; sie hörte seine einförmige Stimme und fühlte den kalten Blick seiner prüfenden Augen.

Einsilbig verlief der Spaziergang, einsilbig saßen die beiden sich beim Essen gegenüber. Als es gleich nach Vier klingelte, ergriff Lydia eine panische Angst, und sie eilte auf ihr Zimmer, wo sie eine qualvolle halbe Stunde verlebte. Dann kam die Konsistorialrätin, das Gesicht in feierliche Falten gelegt: „Professor Lukenius möchte dich sprechen ... du ahnst wohl weswegen!“

Kreidebleich sah Lydia auf, die Mutter streichelte ihr Haar und sagte bewegt: „Was du thust, ist mir recht."

Nach einiger Zeit verließ der Professor die Wohnung; auf seinem blutleeren Gesicht hafteten der reinen Lydia erste Küsse.

Als er von Liebe sprach, erweckten selbst seine Worte das in jedem Mädchenherz ruhende Bedürfnis nach Liebe, als er die ihrer harrenden Pflichten beschrieb, erhielt das Leben wieder Inhalt — und so sagte sie ja.

* * *

Doktor Grünbaum saß bei der Konsistorialrätin und ließ sich recht eingehend erzählen. Bald nach Lydias Hochzeit hatte er eine Anstellung in Japan erhalten und befand sich nun nach sechsjähriger Abwesenheit wieder in Berlin.

„Ach ja, im großen und ganzen kann ich gegen Gott nur dankbar sein. Bei den Lukenius geht es doch immerhin recht leidlich. Bequem hat es die Lydia ja nicht, er ist nervös und magenleidend und daher manchmal etwas schwierig. Auch mischt er sich zu viel in alles Häusliche herein. Aber dafür hat er solch herrlichen, gediegenen Charakter, solch vortreffliche Prinzipien."

„Hm," räusperte sich der joviale Justizrat, welcher nie sonderlich für den Professor der Dogmatik geschwärmt hatte, „und die Kinder?"

„Ihre drei eigenen finde ich ja trautst, und mit den Stiefkindern steht sie sich vorzüglich, sie ist ihnen eine wahre Vorsehung gewesen."

„Und das befriedigt sie?"

„Gewiß, gewiß. Ganz leicht hat sie es, wie gesagt, nicht; mit acht Kindern und nur eben auskömmlichen Mitteln ist das ja begreiflich. Sie sieht auch älter als ihre neunundzwanzig Jahre aus. Manchmal muß ich an ihren ersten Anbeter denken, Sie wissen, den Vetter, den sie nicht

wollte, weil sie nur an Kunst und dergleichen dachte. Neulich besuchte er mich mit seiner frischen, kleinen Frau; es geht ihnen und den Kindern brillant, und beide waren so kreuzvergnügt! Ja, dann denke ich mir wohl dieses und jenes, aber Lydia sicherlich nicht, o, ihr kommt gewiß niemals so ein Gedanke! Dann ist der Fritz ja auch nur Fabrikant, und Lukenius wird nächstens Geheimrat. Ueberhaupt wird ja, Gott sei Dank, unser Leben für uns geordnet, und es hat nun mal so sollen sein."

Damit schloß das Gespräch, denn in aller Eile wollte der Justizrat ihr noch über seine hochinteressanten kunstgeschichtlichen Studien berichten. „Da beschäftige ich mich gerade jetzt mit dem großen Kana-oka aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. . . . Ich sage Ihnen, verehrte Freundin, das ist überhaupt das letzte Wort der Kunst. Darüber geht einfach nichts!"

* * *

Die Konsistorialrätin hatte mehr oder minder recht, Lydia war mit ihrer Aufgabe zufrieden und machte sich keine unnötigen Gedanken.

Ihrer sie schwärmerisch bewundernden Stieftochter erzählte sie wohl manchmal, wie sie sich der religiösen Kunst hatte widmen wollen, bis ihre Heirat alle Träume durchquerte. Denn allmählich waren sanftfarbige Schleier über die damaligen Enttäuschungen gezogen, sie woben um ihre vergangene Jugend einen verklärenden Schein.

Das alltägliche Paar.

Die Umgebung.

Elli Dübenow wartete im Flur, während der Wirt ihre Rechnung bescheinigte; es war Montag Morgen, und zum Frühstück hatten alle Gäste die grauen Umschläge erhalten. Oben huschten Wäscherinnen vorbei und sammelten weiße, mit Zetteln versehene Bündel, ein Flitterwochenpaar trug mehrere der bekannten, mit frischen Blumen gefüllten Schächtelchen zur Post. Einige Engländerinnen und ein amerikanisches Paar kamen die Treppe herunter und jammerten nach dem Kellner; der junge Mann wurde schleunigst nach diesem gesandt und erschien mit den üblichen Tragkörben, in denen das übliche Mitnehmefrühstück verpackt war. Elli Dübenow begrüßte die Gesellschaft und fragte: „Wohin geht's denn?"

„Mit dem Zehn-Uhr-vierzig-Zug nach Ventimiglia und dann das Rojathal hinauf; und Sie?"

„Ach, ich spaziere nur mit dem Direktor Worms nach Laigueglia."

Inzwischen schleppten Hausknechte Rundreisekoffer und Deckenbündel heran; erfreut wies Elli dem hinzukommenden Direktor den anwachsenden Haufen. „Die ‚Ueberlegenen' ziehen weiter."

„Keine vierundzwanzig Stunden hätte ich sie auch länger vertragen! Nur sie, welche mit ihren zusammenstellbaren,

vierzig Tage lang gültigen Fahrkarten zum allererstenmale die deutsche Grenze überschritten, waren würdig und fähig, Italien, ihr eigen gepachtetes Italien, zu verstehen und zu genießen. Wie hohnlachend sahen sie auf alle Mitreisenden herab, wie verachteten sie von der Höhe ihrer Flanellhemden und Gummikragen uns übrige, welche sich abends zu Tisch umzogen. . . . Kommen Sie, gnädiges Fräulein, da naht sich die erste Gymnasiallehrerphysiognomie . . . mir wird schlecht." Und sie stoben davon, die enge, malerische Gasse hinunter.

Der Direktor blickte umher: „Das Nest hat Stil."

Elli lächelte beglückt; ihr Begleiter war erst zwei Tage, zwei Regentage, hier und hatte unvorteilhafte Vergleiche gefällt. Jetzt hielt sie vor einem gewölbten Durchgang, darüber eine Nische mit einer gekrönten Madonna. Der dunkle Bogen umrahmte die leuchtende Luft und das saphirne Meer; lustig verspritzte schneeiger Schaum auf dem blendenden Strand. Aus dem Schatten traten sie in die strahlende Sonne hinein, wanderten am zischenden Wellensaum einher. „Ach ja, dies thut wohl," seufzte der Direktor entzückt, und stolz wies Elli auf die bunten, abbröckelnden Häuserreihen, auf die Loggien mit der flatternden Wäsche, auf die kaffeebrennende Frau im gelben Kopftuch vor der blaß-blau-grünen Thür. Instinktiv griff er nach der umgehängten Camera. „Nein," sagte er dann heroisch, „hier will ich noch keine Platte vergeuden."

„Sehen Sie all die Spalten? Die rühren vom großen Erdbeben her, X. . . . hat sehr darunter gelitten, Holzbaracken wurden errichtet, die große Kuppelkirche war in ernstester Gefahr."

„Also noch immer der Erdbebenkultus! Das Jahr nach der Heimsuchung wurde jedem Fremdling die Riviera vergällt, alle Glanzruinen mußten wir besehen, allen Schauer-

geschichten zuhören. Und der gegenseitige Neid! Das glorreich mitgenommene Mentone rümpfte die Nase über Cannes, welches nur eben angerüttelt worden war, fand es recht albern, daß gerade die wenigen Nizzaer Häuser in den Zeitungen abgebildet wurden ... Auch hier!" Er wies ergeben auf eine den alten Wartturm abmalende Dame. „Selbst ohne das unnahbar gesteifte Herrenhemd, selbst ohne den mitleidslos starren Matrosenhut unzweifelhaft eine englische Miß. Kannten Sie je eine, welche nicht aquarellierte? Und immer unbefangen fröhlich und herzlich schlecht. Es ist sonderbar; im Sport so gewissenhaft tüchtig, nur das gründlichste Tennis- und Golfspiel kann sie befriedigen. In allen Künsten aber so rührend anspruchslos, so herzzerreißend schludrig und flau."

„Sie spielt doch wenigstens nicht Klavier," entschuldigte Elli.

„Gehört die da zur ‚Viktoria'?"

„Ja, sie ist eine der vier Miß Buckingham Lowes."

„Vier Stück?"

„Gewiß, alle über fünfundzwanzig, alle hübsch und anziehend. Die Aelteste gewann vor einigen Jahren den Yorkshire-Tennispreis und sitzt in einer Schulkommission, eine andere pflegt sechs Monate im Jahre als Gemeindeschwester im Londoner Osten und komponiert außerdem Märsche. Mit dem Ertrag ihres letzten hat sie sich das teuerste Humber-Beeston-Fahrrad von ganz England, mit einer ganz neuen elektrischen Lampe, gekauft."

„Hm," der Direktor schüttelte den Kopf. „Ich habe auch nichts gegen sie, aber ... wenn man fünfundfünfzig ist, sind Schmeicheleien erlaubt ... als meine Frau und ich uns vorgestern in der ‚Viktoria' zu Tisch hinsetzten, hatte ich bereits die sichere Ahnung, daß Sie und Ihre Frau Mutter die nettesten seien."

„Bereits vorgestern fanden Sie wirklich zwei Hotelgäste erträglich. Bei der ersten Mahlzeit erscheinen sonst alle unerlaubt, nach drei Wochen freundet man sich aber mit zwei Drittel von ihnen an.“

„Mit zwei Drittel? Na! Bei Tisch habe ich es ungünstig getroffen. Neben mir sitzen zwei Engländerinnen, und mit denen habe ich mich bereits überworfen. Erstens haben sie flache Figuren, und das mißfällt mir, zweitens halten sie Weintrinken für sündhaft, und das erbost mich, drittens glauben sie an Shakespeare-Bacon, und Kryptogramme mache ich nicht mit. Der französische Arzt, wie heißt er doch, mit der lebhaften, kleinen Frau, erging sich gestern im Billardzimmer über die beiden. Leider ist die Wiedergabe nicht gut möglich,“ und er lächelte vergnügt. „Uebrigens, ich sage ja gar nichts, aber heute früh begegnete ich der Aeltesten mit einer bedenklichen Flasche unterm Arm. Na!“

„Ich versichere Ihnen hoch und heilig, ich kenne jene Spiritusflasche; in ihren Wassergläsern kochen sie sich jeden Nachmittag Kakao und rühren ihn mit den Zahnbürstenstielen um. . . . Nein, die amerikanischen Geschwister sollten Sie kennen, Elaine und Launcelot Budge; sie sind ganz allerliebst. Fabelhaft strebsam; in der Eisenbahn lesen sie Dantes ‚Vita Nuova‘ und Platos ‚Staat‘; dabei äußerst zuthunlich und rührend naiv. Alles Mögliche haben sie uns bereits über ‚Páppa‘ und ‚Mámma‘, über ihre religiösen Bedenken und Lebensideale erzählt. Die Buckingham Lowes lachen über ihr Englisch.“

„Natürlich; nie sind Engländer in gehobenerer Stimmung, als wenn sie den amerikanischen Accent verspotten.“

„Den höre aber selbst ich brave Stettinerin heraus. Außerdem sollen sie noch so altmodische, ehrbare Worte und Wendungen gebrauchen. In ihrem ganzen Wesen sind sie

auch so förmlich und gesetzt; Amerikaner hatte ich mir ungezwungener gedacht."

„Die Art kenne ich; die sind ‚ethisch' und reiten Prinzipien und sehen auf ihre geldmachenden und vergnügungssüchtigen Landsleute herab."

„Das ist gegenseitig; Mrs. Van Demen Parker versicherte mir eindringlich, die Budges wären lieb und gut, gehörten aber keineswegs zur ersten Gesellschaft. Darauf meinten die Buckingham Lowes und wir, das wäre ja auch bei uns der Fall. Da aber Mama eine geborene Baronin ist und die andern zu den ‚county families' gehören, beruhigte sich Mrs. Van Demen und ließ nur durchblicken, daß Ausländer sich schwerlich die Exklusivität der ‚besten' amerikanischen Kreise vorstellen könnten."

„Mrs. Van Demen Parker? Ist das die hyperelegante Frau im goldgelben Haar?"

„Ja. Es war uns allen unfaßlich, weshalb sie hier blieb. X . . . . ist ja so ruhig und ländlich, sie schien weit eher nach Cannes hin zu passen. Endlich bekamen wir es heraus. Dort," sie wies nach einer kleinen, unter Oliven verschwindenden Villa, „wohnt die Großfürstin Maria, eine geborene Prinzessin von Schleiz-Greiningen. Eine herzensgute, anspruchslose Witwe, welche in der von ihr gegründeten Waisenanstalt aufgeht. Mama sieht sie ab und zu, meine Tante war Hofdame in Greiningen. Mrs. Van Demen Parker wollte nur wenige Tage hier bleiben, erfuhr, daß wir dort verkehrten, entdeckte ein warmes Herz für Waisenkinder, besichtigte die Anstalt und hinterließ ein fürstliches Geschenk. Die gute Großfürstin war weg, ließ sie zu sich kommen, und seitdem hält Mrs. Van Demen X . . . . für den anregendsten Ort der ganzen Riviera . . . Guten Tag, was macht Ihr Bild?" und sie begrüßte die malende Miß.

„Haben Sie schon gehört?" fragte diese erregt.

„Nichts!“

„Die Großfürstin hat sie auf acht Tage eingeladen.“

„Wird die sich langweilen! Zwei tägliche Andachten; als Zerstreuung Halma mit der Hofdame, als Umgang die Waisen.“

„Macht gar nichts aus; der ‚Courier de Nice‘, der ‚Figaro‘, die ‚Society Papers‘ werden den Besuch erwähnen, auf unabsehbare Zeit werden ihre Bekannten von der ‚geliebten Großfürstin‘ hören.“

„Aber, gnädiges Fräulein, wir dürfen die Künstlerin doch nicht abhalten,“ mahnte der Direktor.

„Allerdings befand ich mich gerade in einem hochkritischen Moment“ (es sah auch ängstlich aus). „Und diese hier, wird, glaube ich, meine allerbeste Arbeit.“

„Also auf Wiedersehen!“ und beide gingen weiter. Die Häuserreihen hörten auf, ein alter, von fahl grau-grünen Agaven umgebener Brunnen am verlassenen Strand gab die erste Aufnahme. Nach eifriger Arbeit — alle zwölf Platten waren in dem zerfallenen Laigueglia mit seinen rostbraunen Netzen und sonnenverbrannten Fischern benutzt worden — kehrten sie hungrig zurück.

Vor dem Viktoria-Hotel fuhr eben eine sehr hübsche, sehr geputzte Dame davon. Der Wirt, Frau von Dübenow und die Buckingham Lowes winkten ihr nach. „Sie hatten wohl schon gehört?“ fragten sie enttäuscht, als die Ankommenden keine Ueberraschung bekundeten; „ja, alles verläßt uns; heute unser Knalleffekt, Mrs. Van Demen Parker, übermorgen die lieben, kleinen Budges.“

„Vielleicht naht sich bereits ein Ersatz,“ meinte der Direktor und wies auf den vorfahrenden, mit Gepäck beladenen Omnibus des Hotels. Ein mittelgroßer, brauner Herr, eine mittelgroße, dunkelblonde Dame, beide in den Dreißigen, beide unauffällig gekleidet, stiegen aus.

„Hm," meinte die Gesellschaft und zuckte mit den Achseln. „Etwas bieder," bemerkte Elli. Der Direktor ging hinein, erschien gleich darauf wieder und flüsterte ergeben: „Herr und Frau Schultze aus Berlin!"

„Genau darauf hätte ich sie auch taxiert."

„Ein typisch alltägliches Paar."

* * *

Erst in einer halben Stunde war der Zug fällig; bis dahin saßen sie auf dem Abhang und betrachteten jenseits der silbrigen Oliven und rosablühenden Mandeln die mittelalterlichen Türme Albengas, dahinter purpurblaue Berge und in der Nachmittagsluft flimmernde schneeige Alpen. Sie genossen die Aussicht schweigend, mit dem fast bewußtlosen Glücksgefühl, das Naturschönheit verleiht.

„Ach ja!" seufzte der Direktor befriedigt und band die gepflückten Veilchen zusammen. „So das ganze Jahr inmitten von Blumen im Freien zu sitzen!"

„Und neue Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen," ergänzte Frau von Dübenow. Keiner genoß das Reisen mehr als sie. Der Gatte, ein Musterbeamter und schwieriger Haustyrann, war hinüber; in der Witwenfreiheit erblühte viel unentwickelte Aufnahmefähigkeit und Freude am Schönen. „Zu Hause verkehrten wir ausschließlich mit der Regierung, jetzt interessieren mich all die Typen."

„Meine Luise, sind wir etwa fesselnde Objekte?" fragte der Direktor. Seine Luise war unbegabt und harmlos und schwärmte für Johanna Ambrosius.

„Auch Sie," versicherte Frau von Dübenow, „und dann die fremden Nationen, diese Engländer und Amerikaner."

„Was wollen die Buckingham Lowes denn in Cannes?"

„Die eine singt in einem Wohlthätigkeitskonzert im Cercle Nautique," antwortete Elli. „Und alle vier, samt dem Vater, samt ihren fünf Fahrrädern spitzen sich auf den Golfklub in Napoule. Man radelt hinaus und trifft alle Welt. — Warum verließen Sie eigentlich Mentone?"

„Es war ein ziemlich thörichter Grund ... wir wohnten in einem recht guten Gasthof, welcher aber in diesem Winter zufällig leer stand; zuletzt waren wir die einzigen Gäste. Es war schauerlich; der Portier wurde fahl, die Kellner wurden vergrämt, dem Wirt wagten wir gar nicht zu begegnen. Schließlich ging es meiner Luise auf die Nerven."

„Er war ebenso schlimm; wenn der Omnibus wieder leer von der Bahn kam, ging er geknickt umher. Schließlich verlor er seinen Appetit, und da bestand ich auf schleunige Flucht."

„Wir verachteten uns selber," fuhr der Direktor fort, „wir empfanden das Unedle eines solchen Schritts. Natürlich hätten wir nicht die Brutalität begangen, in einen andern Mentoner Gasthof zu ziehen, also mußten wir verreisen und erinnerten uns, daß ein Maler uns von X .... erzählte. Ihm verdanken wir also die Freude unsrer Bekanntschaft mit Ihnen."

„Von dem anregenden Verkehr mit den Letztangekommenen zu schweigen," meinte Frau von Dübenow ironisch.

„Diese stumpfsinnigen Philister ... das alltägliche Paar?"

„Vielleicht sind sie das gar nicht," verteidigte Elli. „Mein Zimmer grenzt an das ihre, und gestern abend standen sie auf der Terrasse und starrten beweglos auf den Sonnenuntergang über dem Meer. Und als der Schein verschwunden war, sagte er: ‚solche Schönheit wiegt vieles auf', und sie antwortete leise ... ‚einiges'."

„Gnädiges Fräulein, haben Sie keinen zwingenderen juristischen Beweis?"

„Und heute früh lehnte sie sich an die Brüstung und sah nach ihrem Mann, und dann kehrte sie auf ihr Zimmer zurück, ganz weiß, mit zitternden Lippen und beinah geschlossenen Augen."

„Das klingt ja ungemütlich und thut mir recht leid, beweist aber noch immer nicht viel. Man hat leider manchmal Neuralgie, oder unerwartet kostspielige Hausreparaturen, oder übelnehmerische Verwandte."

Die Beiden.

(Aus Ursulas Tagebuch.)

„Schon zehn Wochen dauert unser „Glück". Das erträumte, ersehnte, mit solchen Opfern erzwungene Glück! Wir lieben uns inniger als am ersten Tag, und doch, und doch fragt jeder sich stumm, wie nur die tägliche Last dieses Daseins zu ertragen!

Die Thatsachen der Vergangenheit könnten wir vielleicht begraben, nicht die stille Gewalt unsrer Ueberlieferungen, unsrer Vorsätze, unsrer Ziele. Wir glaubten den beschränkten Idealen zu entwachsen, glaubten uns edler als die in ererbten Anschauungen fraglos dahinlebende Menge. Es geht nicht. Wie bescheiden, wie unsicher wir auch nach dem Lichte tasteten, immerhin wußten wir uns makellos rein, und das hob uns über Enttäuschungen hinweg. Indem wir die schlichte Moral verließen, hofften wir emporzuklimmen. Andre mögen durch freien Bruch der Gesetze

eine Höhenluft erreichen — wir nicht, wir sind nicht gestiegen, wir sind gesunken.

Vereinsamt leben wir dahin. Um uns sorglos lachende, in kleinlichen Tagesinteressen aufgehende Durchschnittsmenschen. Wir meiden ihren Verkehr; auch wenn sie uns anzögen, zu welchen Leuten sollten wir uns halten? Schwerlich zu den Unbescholtenen, die uns schlankweg verdammen würden, noch viel weniger zum geputzten Monte Carlo-Gesindel.

Diese anscheinend friedlich besonnten Tage durchschüttelt Verzweiflung, unterwühlt die Reue. Von den aufregenden, bedrückenden Nächten erwachen wir ohne Freude und Kraft.

Meine Schmach ist die schlimmere, aber er verliert noch seinen Beruf, und vielleicht ist der Beruf das Größte im Leben des Mannes. So sind wir gleich elend, trotz des In- und Füreinanderlebens, trotz inniger Küsse, trotz unsres Glücks!

Wie hatten wir uns auf Italien gefreut, wie sehnten wir uns im Norden nach dem Süden, wie sehnten wir uns in den Fesseln nach Freiheit!

Nun haben wir alles — den Süden, Freiheit, Liebe — und vergehen."

* * *

Sie hieß Ursula von Lennin, war die Tochter des Rittergutsbesitzers von Beelau-Kropinten. Ihre Eltern waren, und betonten es stolz, vom alten Schlag; tüchtig bis zur Derbheit, genügsam bis zum Geiz. Um weiterzukommen, brauchten Söhne eine vorzügliche Erziehung und erhielten sie, dagegen nützten jungen Mädchen nur praktische Kenntnisse und die denkbar einfachsten Ansprüche. So endete bei Ursula und ihrer älteren Schwester der Unterricht mit dem

fünfzehnten Jahr, von da an beaufsichtigten sie allmorgendlich um Vier das Melken, hatten das Federvieh unter sich und gingen der Mutter „zur Hand“. Bei Tisch erzählten sich der Vater und Onkel alte Geschichten, oder es gab Familien- und Nachbarngeklatsch, abends wurden Patiencen gelegt, und schon vor neun Uhr ging alles zu Bett. Die ältere Schwester gedieh, wurde mit siebzehn Jahren die Braut eines Nachbarnsohnes und entwickelte sich zur zweiten Auflage ihrer Mutter. Aber Ursula war anders; woher diese fremde Ader, wußte keiner. Sie hungerte nach geistiger Nahrung; Bücher gab es fast keine im geräumigen Landhaus und neue schafften die Eltern nicht an. Kamen die Brüder in den Ferien auf Urlaub nach Haus, lachten sie über ihre Schrullen, nahmen sie höchstens aus Gnade mit auf die Jagd. Da entdeckte sie oben auf dem Boden alte Jahrgänge einer landwirtschaftlichen Zeitung, zwischen denen unaufgeschnittene, als Beilage dazu gehörige Klassiker lagen. Liebevoll sammelte sie die Hefte, während des lethargischen Mittagsschlafs des Haushaltes lebte und webte sie in dem Dichterland. Dann verschaffte ihr die Erzieherin einer Nachbarfamilie weitere Bücher; mit welcher Andacht ergriff und verbarg sie die unscheinbaren Reclamhefte, sie eröffneten ihr die neue Welt, hielten ihr die blaue Blume entgegen.

Mit zwanzig Jahren heiratete sie den Herrn von Lennin-Strehsow. Aus freien Stücken, obwohl ja ein Korb ihre Eltern erbittert hätte, denn Lennin gehörte nicht wie sie zum verarmten Landadel, war im Gegenteil recht günstig gestellt. Aber sie selber wollte es, sie kannte ihn und wußte, was sie that. Sie wünschte zu lieben, zu heiraten; glaubte naiv, den ausgereiften Mann nachher ummodeln zu können. Die Ernüchterung kam bald. Im Leben des Jobst von Lennin spielte die Gattin eine theoretisch geachtete, aber

recht geringfügige Rolle; nach wie vor sah er fleißig nach seinen schönen Gütern, fuhr allwöchentlich in die Kreisstadt, kehrte etwas rot und gereizt wieder heim. Die beiderseitige Verliebtheit war bald verflogen, wurde durch keine gutmütige Gewöhnung, nur durch allmählich anwachsende Gleichgültigkeit ersetzt. Leider hatten sie keine Kinder. Statt der hoffnungsvollen Aufregung einer jeden Mädchenexistenz kam das dumpfe Bewußtsein, daß die Zukunft nichts andres, nichts Schöneres zu bieten vermöchte.

So verflossen dreizehn ausgedehnte, inhaltskurze Jahre. Zwar brauchte sie nicht länger die Stallmägde zu überwachen, sie hatte reichlich Leute, konnte sich Bücher anschaffen, sie lesen und innerlich verarbeiten. Aber alles in sich herein, denn der Verkehr mit der dünn gesäten Nachbarschaft konnte ihr keinerlei Anregung bieten.

Da wurde der alte Pastor emeritiert, und auf eine warme Empfehlung hin bekam Ludwig Bernhardi die Pfarre.

Er war der Sohn eines Richters; seine Mutter, eine Professorentochter, hatte ihn in üblicher, kindlicher Frömmigkeit erzogen, zur Ueberraschung der Eltern entwuchs er aber nicht gleich seinen Brüdern diesen Anschauungen, sondern entwickelte sie zu einer leidenschaftlichen Innigkeit. Als Primaner bestand er darauf, Geistlicher zu werden. Der Vater war recht verstimmt; wäre es der weniger Begabte seiner Söhne gewesen — aber gerade dieser gescheiteste, am meisten versprechende von allen! . . . „Dabei wird er, wenn es zu spät ist, einsehen, wie sehr er sich getäuscht hat; er paßt ja gar nicht in jene Welt.“ Aber Ludwig setzte es durch. Dem großen Kreis seiner Freunde und Altersgenossen war es unfaßlich, wie er darauf käme; er wußte auch, wie völlig diese der Kirche entfremdet seien, kannte und begriff ihre Gründe, aber gerade deshalb hoffte er so

besonders, einmal die Kluft zwischen den Gebildetsten und Gläubigsten zu überbrücken. Nicht auf dem oft versuchten Weg der freigeistigen Theologie, dies erschien ihm eine schiefe Ebene. Er kannte den Halt des sicheren Glaubens, wollte den allein wichtigen Kern mit solch neuer Glut beleben, daß die liebgewordenen Schutzhüllen gefahrlos bestehen bleiben dürften.

Seine Universitätszeit, die ersten Kandidaten- und Hilfspredigerjahre waren nicht glücklich. Er fühlte sich vereinsamt, seine Studiengenossen schienen ihm entweder oberflächlich oder beschränkt; er vermißte die vom Elternhaus her gewohnte breitere Bildung, die harmonische Entwickelung des Menschen. Der gesellige Verkehr in den fachsimpelnden, kleinlichen Pastorfamilien oder in den ebensowenig anregenden adeligen Damenkreisen mit ihren Theeabenden und Missionskränzchen wurde ihm ganz unerträglich. Er heiratete nicht, so lebhaftes Bedürfnis er nach Verständnis und geistigem und gemütsvollem Austausch empfand; nie war er einem jungen Mädchen begegnet, welches auf ihn eingehen konnte. Alle rieten ihm zur akademischen Laufbahn, aber er war weniger Theologe als praktischer Ethiker. Dogmatische Feinheiten erfreuten ihn wenig, sein Ziel war die heutige Verwirklichung des Christentums. Nirgends fand er Anschluß. Die Stöckersche Richtung mißfiel ihm; so sympathisch ihn die Naumann-Göhresche socialreligiöse Gruppe berührte, so anfechtbar schienen ihm deren politische und ökonomische Thesen. Deshalb glaubte er seinen eigenen Weg gehen zu müssen, hoffte später auf die geistige Aristokratie in Berlin zu wirken, wollte vorerst die einfachsten Verhältnisse kennen lernen und suchte nach einer Pfarre auf dem Land.

In Strehsow angekommen, stieß er überall auf sittliche Verwilderung, gab es bald auf, den gleichgültigen Patronats-

herrn für seine Pläne zu erwärmen, und versuchte es mit der Frau von Lennin. Zu seiner Ueberraschung fand er sie hochdenkend und begabt; wie hatte sie nur, ohne einen Finger zu rühren, diese Zustände um sich geduldet? Bald begriff sie dies auch nicht; sie hatte eben nie eine Brücke zwischen der Traumwelt und der Wirklichkeit geschlagen, hielt die Verhältnisse für unschön, aber mehr oder minder normal. Jetzt erhielt sie durch ihn den Einblick in das große, teilweise ganz neue Gebiet der Wohlfahrtsbestrebungen, sah, was gehofft, was geleistet, was bereits erreicht worden ist. Eifrig ging sie ihm zur Hand, half ihm, obgleich die Einwilligung des konservativ-reformscheuen Gatten nicht leicht zu erlangen war, in der mannigfachen gemeinnützigen Arbeit. Eine wirkliche Freundschaft entstand; er war sechsunddreißig Jahre alt, sie einige Monate jünger; trotz der verschiedenen Kindheitseindrücke hatten sie vieles gemeinsam, verstanden sich schließlich beim halben Wort. Hätte ein jedes von ihnen in glücklicher Ehe gelebt, wäre es sicher bei der Freundschaft geblieben, so wußte jeder den andern einsam, mit ungestilltem Herzen, in freudloser Umgebung, und Mitleid führte zur Liebe.

Dann kämpften sie lange und schwer. Beiden schien ein Ehebruch undenkbar. Daß sie eine anständige Frau war und allezeit bleiben müsse, gleich Mutter, Schwester, gleich Schwägerinnen, Freundinnen und geradezu sämtlichen Bekannten, war ihr selbstverständlich und fraglos. Sie war eine aufrichtige Natur; wohl war ihr Mann rücksichtslos, aber nie schlecht gegen sie gewesen — ihr graute vor dem Treubruch. Sie war eine stolze Frau — ihr graute vor der Schmach.

Für Ludwig Bernhardi bedeutete solcher Schritt den Schiffbruch aller Aussichten, aller Pläne. Der Schritt vernichtete den Inhalt seines Lebens.

Sie kämpften lange und schwer. Herr von Lennin war zu phlegmatisch, um auf die Aenderung im Wesen seiner ihm bereits fünfzehn Jahre lang gehörenden Gattin zu achten, viel zu adelstolz, um in dem Pastor einen Nebenbuhler zu vermuten. Endlich konnten sie es nicht länger ertragen; das Verlangen nach Glück schwoll zu einer Sündflut und riß sie vom Ufer. Ein verlogenes Verhältnis war ihnen unmöglich; dann lieber offene Schande. Also fort, um in freieren, schöneren Ländern zum erstenmal zu leben. Die kleine Erbschaft des Onkels gab ihnen bescheidene Mittel zur Hand, und sie entflohen. Ach, die schrecklichen Minuten am fremden Bahnhof, ehe er sie traf, ehe seine feste Hand die ihre ergriff! Dann komme, was kommen mag; sie waren vereint, sie hatten das Höchste, Schönste, Wahrste erreicht.

Das Ende.

Die Nacht dämmerte heran, es war warm, sie standen am offenen Fenster. In ihrem langen, weißen Nachtgewand schmiegte sie sich an ihn, er hielt sie und blickte auf sie hernieder. Wie edel und doch wie frauenhaft rührend sah sie aus. „Wirst du es können?" fragte sie, und er antwortete „Ja".

Lange und innig küßten sie einander, dann legte sie sich in ihr Bett; noch ein Händedruck ... „Leb' wohl und habe Dank."

„Leb' ewig wohl, und ich danke dir für alles." Mit zermartertem Herzen trat er an das Fenster ... Neben ihm lag Ursulas Pistole; in den ersten Monaten ihrer Ehe, als es Herrn von Lennin noch unterhielt, mit der Jung-

vermählten zu spielen, hatten sie oft dort oben in Ostpreußen nach der Scheibe geschossen. Jetzt besaß er, Ludwig Bernhardi, diese kleine Waffe; ihm und ihr sollte sie dienen in dieser italienischen, meerumgebenen Mondnacht, in der Todesnacht. Warum sollten gerade sie als verbrecherische Selbstmörder enden? Warum besaß der Gatte das Recht, sei es aus Stolz, sei es aus Eigensinn oder Mißgunst, die Scheidung zu verweigern, sie an einem zwar getrübten, aber nicht unehrenhaften Dasein zu hindern? Mit verbissenen Zähnen lächelnd, überdachte er ihr beiderseitiges Leben. Waren sie niedriger, oder waren sie edler und reiner als andre gewesen? Warum ihnen dies Los, warum ihnen der befleckende Fall? Hätten sie nur gefälligere Ideale besessen, ein heiter und ästhetisch sündigendes Blut! Sie waren zwei schwerlebende germanische, protestantische Naturen aus ernstem, pflichttreuem Geschlecht. Auch die große Liebe konnte allein nicht genügen; ihre Liebe war ihr Leben, und ihr Leben beruhte auf Recht und Gewissen.

Bald mußte es geschehen; unmöglich, die zerrende Spannung der verflossenen vierundzwanzig Stunden noch einmal zu durchleben. Gestern hieß es unter schmerzlich fiebernden Küssen „unsre letzte Nacht", dann heute „unser letzter Morgen", dann, nicht mehr in Worte gebracht, die grausig realistisch-nüchterne Tragik des letzten Tages. Nun Ausklingen in einsamer Ruh.

Es war grabesstill um ihn her, sie mußte bereits schlafen. Er wandte sich, das Mondlicht fiel auf das von weißen, durchsichtigen Vorhängen umflorte Bett. Sie lag regungslos da, aber bei seiner kaum hörbaren Bewegung schlug sie die Augen groß auf. „Ich kann nicht einschlafen, das Herz schlägt zu laut. Gib mir das Chloral, es geht nicht ohne." Er goß die Flüssigkeit in ein Glas, sie trank aus, legte den Kopf ruhig zurück und lächelte ihn an —

„gute Nacht." Blaß und zitternd starrte er ins Freie. Langsam, blutrot golden, wie das nahende letzte Gericht, stieg der Mond über dem Meere auf. Alles schien geheimnisvoll belebt, seine schauernden Nerven, seine gequälten Pulse empfanden die Außenwelt unmittelbarer als je. Fremd bewegend, traurig süß erklangen die nie aufhörenden Wellen auf dem blassen Strand. Noch nie hatten die Wellen ihn so angesungen, noch nie hatten die allmählich erblassenden Sterne so ahnungsvoll ihm in die Augen geblickt. In der Ferne schimmerte jene Insel, nach der Ursula und er oftmals geschaut, von der sie lächelnd als einer Insel der Seligen gesprochen. So einsam; ringsum nur Luft und Wolken und Meer; als Nachbarn vorbeiziehende Segel und die uralten Sternbilder des Nachts.

Der Mond strahlte triumphierend hell; in den Vasen auf der Terrasse wiegte der Meerwind die Nelken, es lächelten und dufteten die weißrosa Blüten. O Welt! Jung und kraftvoll zu sein, viel wollend, viel könnend, und alles verlassen zu müssen, um nur nicht weiter zu leben.

Er wandte die Blicke; auf die schlummernde Frau fiel marmorheller Schein, ruhig hob und senkte sich die Brust. Er krallte sich an die Brüstung. „Habe ich die Kraft?"

* * *

Aus dem tiefsten Schlummer schreckte Elli Dübenow ein Schuß. Entsetzt fuhr sie auf und sah wirr umher. Da fiel ein zweiter, es war ganz nah, es war nebenan.

Mit naßkalten Händen zog sie sich etwas über, kroch zitternd bis an den Flur. Leute eilten an ihr vorüber, sprachen und fragten, versuchten schließlich die benachbarte Thür zu erbrechen. Einige Minuten vergingen, der fran-

zösische Arzt betrat als erster das Zimmer. Dann kam der Direktor und blieb an der Schwelle. Elli winkte ihn zu sich und starrte ihn fragend an.

„Zwei Menschen,“ flüsterte er, „und beide tot, der Arzt hat es eben gesagt. Wer wohnte denn dort?“

Mit bebenden Lippen stammelte sie mechanisch . . . „das . . . das alltägliche Paar.“

Schwester Irene.

Novizenschlafsaal des Marthakrankenhauses in Berlin. Mehrere, durch weiße Vorhänge abgetrennte Schlafräume; einer derselben ist geöffnet; einfache Bettstelle, ein Schränkchen und Waschtisch, ein Kruzifix an der Wand. Auf dem Bett sitzt Schwester Irene, auf den herangeholten Stühlen und Schemeln hocken mehrere Johanniterinnen lachend, plaudernd und Kuchen essend herum. Es sind lauter junge Mädchen, dunkel angezogen, mit weißen Schürzen, weißen Häubchen und dem Johanniterkreuz.

Gräfin Lottka Schulenberg (eine große, schlanke Johanniterin, kommt herein). Kinder, seht ihr gemütlich aus! (Die andern reichen ihr den Kuchenteller, sie wählt sich ein Stück). Sehr gern! Aber nein, nicht Luccaaugen, lieber einen Othello ... ich bin mehr fürs Herzhafte. (Holt sich einen Schemel heran.) Na, hört 'mal, wenn das die Frau Oberin erfährt!

Heidi von Mergenthin (eine Johanniterin). Ach, die Frau Oberin liegt mit Bleiwasserumschlägen und Gummistrumpf fest. Und Schwester Alexandrine!

Alle (mitleidig). Ach, Schwester Alexandrine!

Heidi Mergenthin (fortfahrend). Und Schwester Irene hat den ganzen Novizenschlafsaal für sich, denn Schwester Lora (auf die eine Abteilung weisend) hat Urlaub, und Schwester Emmy (auf die andre weisend) hat Diphtheritisbarackennachtwache.

Lottka Schulenberg. Diphtheritisnachtwache klingt ja aufregend, aber ich war enttäuscht — recht wenig los. Neulich war ich die ganze Nacht dort, und nur eine Kanüle rutschte und mußte neu eingesetzt werden. Schwester Helene

wollte schon den Assistenten holen lassen, denn das Kind wurde schwarz, aber dann gelang es ihr ganz gut, und weiter kam gar nichts vor. Es war etwas geisttötend.

Ilse von Rochnitz (Johanniterin). Am nettesten ist immer Männerstation.

Lottka Schulenberg. Das ist ja 'ne bekannte Sache; die nörgeln und quengeln weit weniger. Nur wasche ich ihnen nicht allzu gern den Bart.

Gisela Schulz (Johanniterin, etwas geziert und gesucht, blasse, unregelmäßige Züge mit aufgestülptem Näschen und schmachtenden Augen). Ach, Gräfin Schulenberg, Sie sind auch so fein und empfindsam.

Lottka Schulenberg (entrüstet). Ich! Mir ist es überhaupt viel zu damenhaft hier! Die ersten zwei Monate lernte ich in Salem, und dort ging es anders zu. Schlag Vier kam die Schwester in unsern Saal und sagte das Vaterunser her, und bei „Erlöse uns vom Uebel" spätestens mußten wir einfallen, und nachher ging es gleich tüchtig ans Abscheuern der Flure. Und wir hatten nur sieben Minuten Anziehzeit und für alle zweiunddreißig Johanniterinnen und Pensionärinnen nur zehn Waschbecken, und Badezimmer waren unbekannt.

Alle. Bah! Wie unsauber!

Lottka Schulenberg (gutmütig). Ach, daran gewöhnt man sich auch. Nur kann niemand mir nachsagen, daß ich empfindsam bin.

Lenchen von Arnim (Johanniterin). Nein, gewiß nicht; neulich, bei der großen Operation, wo der Frau ... wie heißt es doch ... Magen= ... Sektion ... Resektion ... na, alles nur so herausgenommen und nachher wieder hineingethan und hübsch zugenäht wurde, da sagte ja der Herr Geheimrat zu Ihnen: Brav, Sie haben mir die Instrumente ganz ordentlich gereicht.

Lottka Schulenberg (sieht stolz umher).

Lenchen Arnim (zu Heidi Mergenthin). Haben Sie schon von der klassischen Scene gerade bei dieser Operation zwischen dem Herrn Geheimrat und dem Herrn Assistenten Bellmer gehört? ... Na, es war ja einfach zum Ersticken! ... Selbst Schwester Helene lächelte fast. (Rückt zu ihr und erzählt mit vielem Eifer und vielen Gesten.)

Lottka Schulenberg (zu Schwester Irene). Was treiben Sie denn jetzt, Schwester Irene?

Schwester Irene (jung, zierliche Gestalt, sehr anziehende, regelmäßige Züge, ein ruhiger Ausdruck und ruhige Bewegungen; Diakonissintracht: weiße Haube, schwarzes faltiges Kleid, weiße Schürze). Die ersten Klassen Damen; vor allem die Frau von Leyningen.

Lottka Schulenberg. Ich kann mir lebhaft denken, warum man die gerade Ihnen aufhalste. Zu der braucht man Ihre Geduld.

Ilse von Rochnitz. Ueberhaupt finde ich Klassenkranke stumpfsinnig. Im Saal ist es weit komischer. (Stolz.) Heute habe ich ein Trinkgeld erhalten!

Alle. Nanu?

Ilse Rochnitz. Ja; es war die Frau vom Rieselfeldaufseher, der gestern nacht starb.

Lottka und Lenchen (nickend). Peritonitis.

Ilse Rochnitz (fortfahrend). Und sie sagte: Fräuleinchen, sorgen Sie man, daß die Leiche recht fein aussieht. Denn ich habe einige sehr noble Verwandte; ein Cousin ist Kutscher beim serbischen Gesandten, und meine Stieftante hat ein Reformkorsettgeschäft in der Jägerstraße, und die werden furchtbar aufpassen! Un hier is der blaue Schlips, er is ganz neu, aber er soll auch grade 'nen neuen haben. Im ganzen war er doch meistens recht gut zu mir. ... Und hier, Fräuleinchen, haben Sie 'nen Thaler für Ihre Bemühungen. ... (Pathetisch.) Und aus albernem Anstandsgefühl gab ich den Thaler zurück, und das bereue ich jetzt akut!

Lottka Schulenberg. Mich frugen neulich meine Frauen, wo ich sonst konditionierte: ob ich Putz machte oder in Stellung sei. Und die eine sagte wohlwollend: Hören Sie auf meinen Rat und werden Sie Anprobefräulein. Sie haben eine Grünsternfigur und das ist englisch und das Allergesuchteste. (Besieht sich ihre Gestalt.) Hm, offen gestanden wundert es mich, daß meine Grünsternfigur selbst in diesem Kittel so zur Geltung kommt ... (fortfahrend) und darauf richtet eine andre sich auf und sagte vorwurfsvoll: Wissen Sie denn nich, daß diese Johanniterfräulein mit den Kreuzen ganz vornehme Damen sind, die zu Hause keinen Finger anrühren?

Gisela Schulz (empfindlich). Ja, Sie sind allerdings hier meistens überaus vornehm. Sie und Schwester Irene sind Gräfinnen und die andern Freifräuleine oder zum mindesten „vons".

Lottka Schulenberg (ruhig). Fräulein Gisela, im allgemeinen haben Sie ja einen sehr achtungswerten Charakter, nur ab und zu quasseln Sie Blödsinn ... Kinder, wir müssen faktisch in die Koje. Ueberhaupt habe ich mich den ganzen Tag kaum einmal gesetzt, und (seufzend) um halb Fünf werden wir geweckt. (Besorgt.) Und diese Orgie wird selbst das gute Wurm, die Schwester Alexandrine, herausschnüffeln.

Verschiedene. Ach die! Und bei Schwester Irene ist es immer so entzückend gemütlich. (Alle erheben sich, wünschen der Schwester Irene zärtlichst gute Nacht und verlassen den Saal; nur Gisela Schulz bleibt zurück.)

Gisela Schulz (gefühlvoll). Schwester Irene, ich muß Sie sprechen!

Schwester Irene (fragend). Ja?

Gisela. Ich hatte mir das Leben hier so ganz anders vorgestellt ... viel ... weihevoller ... viel idealer.

Schwester Irene. Nein, ideale Zustände gibt es hier ebensowenig wie anderswo; aber die Arbeit ist doch lohnend

und schön, und ein jeder versucht doch sein Bestes zu leisten. Im allgemeinen sind die Johanniterinnen auch recht gern bei uns; ich versichere Sie, liebes Fräulein Gisela, beim Abschied gibt es fast immer Thränen, und manche bleiben hier ganz und gar.

Gisela. Im allgemeinen ... manche! O ja, das glaube ich recht gern; aber leider bin ich ja ziemlich anders wie solche (weist geringschätzend nach der Thür, durch welche die übrigen eben hinausgingen; setzt sich auf einen niedrigen Schemel vor der auf einem Stuhl sitzenden Schwester Irene). Haben Sie überhaupt schon herausgefühlt, daß ich ein ganz besonderes Menschenkind bin?

Schwester Irene (schweigt).

Gisela. Und ich glaube, gerade Sie könnten mich verstehen, Sie sind mir so selten sympathisch! (Abwehrende Bewegung von Schwester Irene.) Gleich am ersten Sonntag bemerkte ich Sie oben im Chor, und während Sie sangen, blickten Sie nach oben — ganz wie ein Engel!

Schwester Irene (ungeduldig, aber immer freundlich). Aber liebes Fräulein Gisela, wozu soll das?

Gisela (fortfahrend). Und ich frug nach Ihrem Namen, und man sagte mir, das ist ja Schwester Irene, und sie ist genau so, wie man sich eine Schwester Irene träumt ... so friedlich und freudig und schön.

Schwester Irene (erhebt sich; wie oben). Hatten Sie mir weiter nichts zu sagen?

Gisela (drängt sie auf den Stuhl zurück; eifrig). Doch, doch, bitte, hören Sie zu. (Feierlich.) Schwester Irene, glauben Sie, daß man eine große Liebe, eine wahrhaft glühende Liebe jemals zu vergessen vermag?

Schwester Irene (zuckt leicht zusammen, faßt sich schnell). Nicht wahr, jeder Fall, jeder Mensch ist darin so verschieden?

Gisela. Eben ... und ich bin ja nicht „jeder Mensch“. (Schwermütig.) Ich habe also eine große, eine ganz, ganz große

Liebe durchlebt. Und sie war unglücklich, überaus unglücklich ... deswegen wurde ich Johanniterin; (abschweifend) weswegen wurden Sie Diakonissin?

Schwester Irene (stockt einen Augenblick). Ich habe immer auf dem Lande gelebt und schon als ganz junges Mädchen unsre Dorfleute besonders gern gepflegt. So hatte ich schon lange den Wunsch, Schwester zu werden, und nach dem Tode meiner Eltern verstand es sich bei mir von selbst. Meine Geschwister wollten zwar, daß ich weiter in Barnow mit ihnen leben sollte. Aber ich schwankte keinen Augenblick und bin hier ja so befriedigt und glücklich.

Gisela (etwas neidisch). Nun ja, wenn man auch so beliebt ist, finde ich das gar kein Kunststück! Ich wäre ja auch gern Diakonissin und gäbe gewiß eine vorzügliche ab, das heißt, (nachdenklich) wenn ich nicht zu selbständig und individuell bin ... (Etwas mitleidig.) Also das waren Ihre Beweggründe. (Selbstbewußt.) Bei mir war es unglückliche Liebe!

Schwester Irene (lächelnd). Das habe ich mir gleich gedacht.

Gisela (energisch). Aber nun ... ist es so sonderbar gekommen. ... Wissen Sie ... der Herr Assistent Bellmer ... (Schwester Irene versucht ihr Lächeln zu verbergen.) Er ist doch fabelhaft schön!

Schwester Irene. Das haben aber schon recht viele gefunden!

Gisela (bescheiden). Dieses eine Mal bin ich allerdings der Ansicht von „vielen". ... Und denken Sie sich ... neulich ... nach der dummen Geschichte ... Sie wissen ja ... mit der verwechselten Medizin ... neulich, als mein Verband wieder aufging, lächelte er ganz eigen und drohte mit dem Finger und sagte: Passen Sie auf, wir haben Sie auf dem Strich; wenn Sie sich nicht tüchtiger bewähren, bekommen Sie schwerlich Ihr Johanniterpatent. Und die Art, die ganz besondere Art, wie er dieses sagte, bewies mir ... daß ... daß ... daß er sich (verschämt und beglückt) für mich interessiere!

Schwester Irene (sanft). Nicht wahr, liebes Fräulein Gisela, es ist doch besser, daß ich es Ihnen sage: Er ist heimlich mit einer jungen Aerztin verlobt, ich weiß es aus sicherster Quelle.

(Pause.)

Gisela (vergräbt den Kopf in ihre Hände.)

Schwester Irene (aufmunternd). Sie sind ja so vernünftig und werden sich das selber schon ausreden. Und dann nehmen Sie sich recht zusammen, nicht wahr? Und werden die beste Johanniterin vom ganzen Jahrgang!

Gisela (mit tonloser Stimme). Ja, das möchte ich werden. Ich denke es mir so prachtvoll, im Kriege seine Vettern zu pflegen. Ich habe mehrere; allerdings leider alle in der Linie, zwei Ingenieure, (schuldbewußt) und einer sogar Train. (Neidisch.) Und Sie sollen einen Vetter bei den Gardekürassieren haben, der Sie neulich besuchte. Kam er ganz weiß und im Adlerhelm?

Schwester Irene (etwas kurz). Behüte, ganz einfach, im Interimsrock, mit seiner Frau.

Gisela (enttäuscht). Ach, mit seiner Frau!

Schwester Irene (erhebt sich und reicht ihr freundlich die Hand). Nun, liebes Fräulein Gisela, es wird spät.

Gisela (überschwenglich). O, ich danke Ihnen tausendmal für alles, was Sie mir gewesen sind. Ich weiß, Sie haben mich verstanden, und (bitter) das ist so selten! (Geht, an der Thür wendet sie sich, pathetisch.) Das aber fühle ich nun erst recht klar, eine große, eine wahre Liebe kann man niemals vergessen, solange man lebt! (Fort.)

Schwester Irene (seufzt, tritt an das Fenster und sieht hinaus). Wie rührend die Sterne selbst auf diesen Garten herabscheinen! Sie scheinen ebenso freundlich auf jene Rosen und Linden vor der Leichenhalle, wie zu Hause auf dem Lande. Und die Rosen und Linden blühen und duften ebenso glück-

lich wie dort. (Geht sinnend zurück und setzt sich mit träumerischem Ausdruck auf ihr Bett; wiederholt leise und fragend.) Eine große, eine wahre Liebe kann man niemals vergessen, solange man lebt?

In einer traumhaften Vision erblickt sie eine Parkrundell mit alten blühenden Lindenbäumen und tief herunter sich neigenden blühenden Aesten. Rings herum einige steinerne Bänke und in Buchs eingefaßte Rosenrabatten. In der Mitte ein zerkrümelnder steinerner Tritonenbrunnen, an dessen Rückseite sich ein Rosenbusch schlingt. Auf dem Brunnenrand sitzt Gräfin Irene Lennin in weißem Kleid, im Gürtel einige Rosen. In den Händen hat sie blühende Rosenranken, welche sie in den glitzernden Wasserstrahl hält. Hinter ihr Ulrich von Wulffen, ein zu Anfang der Dreißiger stehender Mann.

Gräfin Irene Lennin. Sehen Sie nur, Diamantentautropfen und Rosen! — Was duftet heute früh stärker? All die Rosen oder all die Linden?

Herr von Wulffen (schaut in erregter Bewunderung auf sie herab; leise). Ihr ganzes Wesen duftet noch stärker. (Irene wendet sich überrascht und beleidigt fort.) Ihre Schönheit ist der gefährlichste Duft, ist der berauschendste Trank. (Irene erhebt sich schnell; Herr von Wulffen mit steigender Leidenschaft.) Ich bin ja schwach, ich bin nur ein Mensch. Irene, ich liebe dich, ich liebe dich, wie noch keiner dich liebte, noch je lieben wird.

Irene (in glücklicher Befangenheit). Ach!

Herr von Wulffen (schließt sie stürmisch in seine Arme, küßt sie lange und heiß).

Irene (liegt regungslos in seinen Armen; einige Sekunden verfliegen; dann richtet sie, wie traumbefangen, sich auf und sieht ihn lächelnd und fragend an). Ach!

Herr von Wulffen. Wie rot du geworden bist ... und Thränen! Diamantentautropfen und Rosen!

Irene (verbirgt ihr Gesicht an seiner Schulter).

Herr von Wulffen (zärtlich). Dich hat gewiß noch keiner geküßt!

Irene (einfach). Nein, noch niemand. Einige wollten mich heiraten, aber die wollte ich nicht, und so kam es nie zum Küssen. (Schmiegt sich wieder an seine Schulter.) Ach, ich bin ja so glücklich! Bis heute wußte ich noch gar nicht, was Glück bedeutet.

Herr von Wulffen (küßt sie immer leidenschaftlicher). Irene, kannst du denn lieben?

Irene (blickt zu ihm auf, leise aber fest). Ja, dich!

Herr von Wulffen. Kind, ich verlange von dir eine unendliche Liebe, eine Liebe tief wie das Meer und heiß wie die Sonne und ewig wie der Tod.

Irene (ruhig, aber mit verklärtem Ausdrucke). Ja, so liebe ich dich!

Herr von Wulffen (schnell, fast besinnungslos). Meine Schuld wächst und wächst! Zu Anfang der Irrtum ... und dann, so bald, das unsinnige Verlangen, in deiner Nähe zu atmen, dein Herz, und wäre es nur ein einziges Mal, deine Lippen zu erobern. Und dann diese meine feige Niedertracht. (Küßt heißhungrig die ihn verstört betrachtende Irene.) Irene, in fernen Ländern erwarten uns weiße Häuser in blühenden Gärten, erwartet uns das Glück. Aber dazwischen liegt ein Abgrund! Und, Irene, ist deine Liebe auch wirklich so groß, daß du um meinetwillen alles aufzugeben vermagst ... deine Vergangenheit, deine Heimat, dein Vaterland, deine Eltern ... deine Ehre ... (Irene prallt zurück, er hält sie fest.) Ich bin unlöslich gekettet ... bin ein verheirateter Mann.

Irene (reißt sich entsetzt von ihm los, entschlossen). Niemals, nie, in alle Ewigkeit, nein! ... (Verzweifelt.) Das war deine Liebe, das mutetest du mir zu! (Die Eindrücke verwischen sich; dann wieder.)

Irene (allein; außer sich). O, diese Schande, diese unauslöschliche Schande! Ich liebte ihn, ich liebte ihn mit allen Pulsen, mit allen Fasern, mit jedem Blutstropfen, mit meinem ganzen Ich. Mit keiner märzlich blassen Schneeglöckchenunwissenheit, sondern mit der heißen, reinen, rosen-

roten Blüte meiner zwanzig Jahre. Bis in ihr innerstes Geheimnis sind meine Gedanken vergiftet, in meinen Gedanken habe ich die große Sünde begangen ... Und alles durch seine schwache Schlechtigkeit. Ich hasse ihn, ich verachte ihn! Nie werde ich wieder rein, nie kann ich vergessen, nie will ich vergeben!

— — — — — — — — — — — — — — —

Irene (schaudernd, wie aus Träumen erwachend). Immer wieder, immer wieder. Wann kommt Frieden und Ruh? (Mit plötzlichem Entschluß kniet sie nieder, faltet die Hände und betet ganz leise.)

So nimm du meine Hände
Und führe mich
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich.
Ich kann allein nicht gehen,
Nicht einen Schritt,
Wo du mich heißest stehen,
Da komme, Jesu, mit.

* *
*

Nachmittag des folgenden Tages. Krankenstube und Vorzimmer. Einfaches Mobiliar, helle Tapeten, weiße Vorhänge, gescheuerte Dielen, keine Teppiche, religiöse Bilder an der Wand.

Frau von Leyningen (eine reizlose Frau, Mitte der Dreißiger, im einfachen Nachthemd zu Bett liegend, richtet sich auf und schiebt den Wandschirm beiseite; harte, wenn auch manchmal schwach heisere Stimme). Schwester Irene?

Schwester Irene (sitzt am Fenster und bessert Wäsche aus; legt augenblicklich alles beiseite und geht freundlich zur Kranken). Sie haben ja gut geschlafen, gnädige Frau!

Frau von Leyningen (ärgerlich). Im Gegenteil, keinen Augenblick, ich wachte die ganze Zeit. Setzen Sie sich doch hierher ... und ich verbitte mir das Nähen. Wenn ich

erste Klasse, acht Mark pro Tag bezahle, werde ich doch wohl über eine volle Dienstkraft verfügen können.

Schwester Irene. Selbstverständlich, gnädige Frau. (Glättet die Kissen und Decken; sieht nach der Uhr und gibt ihr einen Löffel Medizin.)

Frau von Leyningen. Ach, nun rumoren Sie nur nicht noch länger herum. Ich bin wirklich kein so anspruchsloser Mensch, wie man hier zu glauben scheint. Zu Hause bin ich doch ziemlich verwöhnt. (Schwester Irene setzt sich geduldig auf den Stuhl am Fußende des Bettes.) Herrgott, und nun werden Sie gar phlegmatisch. Es ist um aus der Haut zu fahren. Nein, ich bedaure doch, daß ich die neue Jungfer gehen ließ. Immerhin ist es noch besser so wie sonst, circa viermal im Jahre seine Jungfer zu wechseln, als so wie jetzt, ganz und gar ohne auch nur die untauglichste zu sein ... (leiser erschreckender Aufschrei). Was ist das! ... Helfen Sie mir! Helfen Sie!

Schwester Irene (springt vor, umfaßt sie mit einem Arm, drückt mit der freien Hand auf den Klingelknopf. Frau von Leyningen stöhnt leise. Irene richtet sie mit Kissen etwas auf.)

Schwester Paula (Diakonissin; erscheint an der Thür).

Schwester Irene. Der Herr Assistenzarzt.

(Pause; leises Stöhnen der Kranken; sowie

Schwester Irene das Oeffnen der Außenthür hört, geht sie dem Assistenzarzt Bellmer bis in das Vorzimmer entgegen, in der Hand Fieberthermometer und Fieberkarte, welche sie ihm beide zeigt und leise erklärt.) Temperatur heute früh gesunken ... der Herr Geheimrat befürchtete schon ... dann ruhiger Schlaf ... plötzliche Beklemmung und Schwäche ... augenblicklich besser ...

Doktor Bellmer (geht hinter den Schirm, man merkt, daß er den Puls fühlt; er winkt der aufmerksam wartenden Schwester Irene, diese gießt eine Flüssigkeit in ein Arzneiglas und reicht es ihm, er flößt den Inhalt der Kranken ein).

Frau von Leyningen. Ach, jetzt kann ich wieder etwas leichter atmen. (Unhöflich.) Wer sind Sie denn? Sie sind doch nicht der Geheimrat?

Doktor Bellmer (stellt sich vor). Assistenzarzt Bellmer.

Frau von Leyningen. Es ist doch einfach namenlos, einen so zu behandeln! Fragen Sie doch 'mal in Oberschlesien, wer ich bin und was eine Frau von Leyningen-Dielow bedeutet? So etwas kann einem nur hier in Berlin begegnen. ... Werde ich den Geheimrat zu sehen bekommen, ja oder nein?

Doktor Bellmer (vollkommen gelassen und höflich). Leider erst um Vier, gnädige Frau; er ist jetzt schon fort, kommt aber dann bestimmt zurück und wird zweifellos vorsprechen. Wenn Sie gestatten ... (Zieht die Morphiumspritze aus der Tasche und beugt sich über ihren Arm.)

Frau von Leyningen (zuckt leicht zusammen; klagend). Können Sie mir denn gar nicht helfen? Es muß doch bald besser werden.

Doktor Bellmer. Gewiß ... die Einspritzung wird Sie erleichtern. ... Ich würde Ihnen aber doch vielleicht raten, Ihre nächsten Angehörigen kommen zu lassen. Wir wollen ja das Allerbeste hoffen. Ganz gewiß, ja; aber der Zustand ist nicht ganz unbedenklich.

Frau von Leyningen (erschrocken und heftig). Nein, nein, Sie irren sich ... das kann nicht sein ... dafür müssen Sie sorgen.

Doktor Bellmer. Ganz gewiß, ja, wir wollen das Allerbeste hoffen. Aber Ihren Angehörigen bereiten Sie dadurch doch auch sicherlich eine Freude ... Schwester Irene wird sich mit ihnen in Verbindung setzen. ... Um Vier wird der Herr Geheimrat vorsprechen, heute abend werde ich mir erlauben ... empfehle mich. — (Winkt der Schwester Irene, welche ihm in das Schlafzimmer folgt.) Schlimm; taxiere sie auf etwa vierundzwanzig Stunden. (Schwester Irene wiegt ernst den Kopf.) Ich gebe ordentlich Morphium, sie wird es ganz leicht haben. Warum soll so ein armes Ding sich auch

zwecklos quälen. . . . Also . . . (Gibt ihr Verhaltungsmaßregeln.) . . . Einspritzungen . . . dritte Diät . . . alle zwei Stunden . . .

Schwester Irene (aufmerksam zuhörend). Jawohl, Herr Doktor.

Doktor Bellmer. Schön! (Grüßt sie freundlich und höflich und geht.)

Schwester Irene (in das Krankenzimmer zurück).

Frau von Leyningen. Ich glaube nicht, ich glaube kein Wort . . . aber . . . aber . . . lassen Sie doch den Pastor holen . . . das ist doch immer angenehmer wie so ein Doktor. Man weiß das ja, selbst ein Geheimrat ist meistenteils ein Atheist, und nun erst ein junger Assistent! Und Pastoren sind doch auf dem Lande gewesen und kennen unsereins und sind nicht so wie die Stadtleute aus dieser sozialdemokratischen Massenbaracke, wie unser witziger Landrat Berlin immer so treffend benennt. Ja rufen Sie den Pastor.

Schwester Irene (geht hinaus auf den Flur und kommt gleich wieder zurück).

Frau von Leyningen. Und dann, ja . . . Gefahr ist zwar nicht im geringsten vorhanden, aber mein Mann soll kommen. Gerade soll er kommen. Hier in meiner Nähe soll er bleiben. Können Sie auch deutlich schreiben?

Schwester Irene (einfach). Ich werde mir rechte Mühe geben, gnädige Frau.

Frau von Leyningen (zweifelnd). Sie sind doch wohl mehr oder weniger ein gebildetes Mädchen? Da, holen Sie aus der Schreibmappe auf dem Tisch . . . hier ist der Schlüssel (reicht ihr den Bund) . . . lassen Sie ihn ja nicht stecken . . . all meine Briefmarken sind drin . . . nehmen Sie sich eine Rohrpostkarte . . . (es geschieht; Schwester Irene setzt sich an den Tisch und reicht Feder und Tinte heran) und schreiben Sie: (diktiert) Herrn von Wulffen, Verbindungsstrich, Leyningen-Dielow.

Schwester Irene (bestürzt wiederholend). Wulffen?

Frau von Leyningen. Natürlich, wir sind doch eigentlich Wulffens und nennen uns nur Leyningen seit dem Tode meines Onkels, der mir Dielow hinterließ ... (diktiert weiter) Kaiserhof, Berlin. Komme sofort. Klammer. Im Auftrag. Beppi W. Leyningen.

Schwester Irene (geht mit der Karte; zur selben Zeit kommt Pastor Schmiehlen, der Anstaltsgeistliche, herein; ein älterer Herr, steif, predigerhaft).

Pastor Schmiehlen. Zu meinem Bedauern vernehme ich, daß Ihr Zustand sich um einiges verschlimmert habe.

Frau von Leyningen. Nur ganz unbedenklich ... es kann nicht gefährlich sein ... ich kann nicht sterben!

Pastor Schmiehlen (seufzt). Mitten wir im Leben sind ...

Frau von Leyningen (unterbricht ihn). Nein, nein ... Natürlich habe ich kein schlechtes Gewissen! O im Gegenteil! ... Selbstlob ist ja nicht schön, aber offen kann ich vor meinen Schöpfer hintreten und sagen: Hier, Herr, eine deutsche Edelfrau vom alten Schrot! Nie habe ich Unmoralität um mich herum geduldet, verging sich ein Mädchen, und Sie wissen ja, auf dem Lande ... obgleich es natürlich in der Stadt noch viel schlimmer ist ... unweigerlich wurde sie mit Knall und Fall entlassen. Als der Sohn einer Arbeiterfamilie, die schon fünfunddreißig Jahre bei uns dienten, vorigen Sommer sich an dem Breslauer Sozialdemokratentag beteiligte, mußten die Eltern fort. Nie durften moderne Bücher ins Schloß, nur die Kreuzzeitung, das Missionsblatt und der Christliche Volksfreund wurden gehalten. Nichts Schlechtes litt ich in meiner Nähe, ich habe auf Gottesfurcht gehalten ... parieren mußte ein jeder.

Pastor Schmiehlen. Ach, verehrte Frau, wir alle sind Sünder ...

Frau von Leyningen. Gewiß ... jawohl ... aber es stände gut um unser armes Vaterland, hätten alle, so wie ich, ihre Schuldigkeit verrichtet.

Pastor Schmiehlen. Ein jeder soll doch recht demütig in sich eingehen, prüfend, inwiefern er seine mannigfaltigen Pflichten erfüllt habe. Die Pflicht gegen Gott, gegen die eigene, unsterbliche Seele, gegen alle Angehörigen, als da wären: der Ehegatte ...

Frau von Leyningen (unterbricht ihn heftig). Sprechen Sie mir nicht von dem! Ich sage Ihnen, lieblos, undankbar war er allezeit! Und was hat er an mir gehabt!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Vorzimmer der Schwester Irene, nachdem sie die Karte weggetragen hatte, während des letzten Auftrittes die Dielen naß aufgenommen und die Fensterscheiben geputzt.

Schwester Paula. Als die Rohrpostkarte hinuntergetragen wurde, kam Herr von Leyningen gerade zur Pförtnerin, um sich nach dem Befinden seiner Frau zu erkundigen. Er läßt nun anfragen, ob er gleich vorgelassen werden könnte?

Schwester Irene (sieht nach dem Krankenzimmer). Augenblicklich nicht, er muß noch etwas warten.

Schwester Paula (geht hinaus, kehrt gleich wieder zurück). Ach, ich soll dich auch vielmals vom Nummer-Acht-Saal grüßen.

Schwester Irene (erfreut). Die guten, lieben Leute! Wie geht es denn dort?

Schwester Paula. Mit Neumann ist es noch immer dasselbe, der alte Kulkow fühlt sich etwas besser, Simon hat höheres Fieber, vierzig Komma zehn, wird aber wohl durchkommen. Und alle, alle lassen dich ganz besonders grüßen, du möchtest doch ja wieder bald zu ihnen kommen. Jetzt sänge keiner ihnen abends was vor, und überhaupt wäre es nicht so hübsch wie damals. ... Ach, richtig, und

der Mikowsky schickt dir ein selbstgeflochtenes Lesezeichen. (Holt behutsam aus der Tasche ein in Papier gehülltes buntes Lesezeichen, so wie kleine Kinder sie flechten.)

Schwester Irene (gerührt). Der gute Mikowsky, er erinnert mich so an unsern guten alten Schäfermeister zu Hause. (Legt das Lesezeichen in ihr auf dem Tisch liegendes Gesangbuch, sieht dann besorgt nach dem Krankenzimmer.) Die Unterredung dort drinnen hat lange genug gedauert. Du könntest den Herrn von Leyningen rufen. (Schwester Paula geht, Schwester Irene bringt das Zimmer rasch in Ordnung. Im Krankenzimmer hat sich der Pastor erhoben, steht aber noch leise und eindringlich redend am Bett.)

Herr von Wulffen-Leyningen (tritt ein).

Schwester Irene (welche mit dem Rücken gegen das Licht steht, erkennt ihn gleich, faßt sich schnell; leise und gemessen). Ich werde Sie bei Ihrer Frau Gemahlin sofort anmelden. (Geht in das Krankenzimmer.) Entschuldigen Sie, bitte, daß ich störe, aber Herr von Leyningen ist nebenan und wünscht die gnädige Frau zu sprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Pastor Schmiehlen. Ohnehin wollte ich bereits aufbrechen. (Zur Kranken gewendet.) Eingedenk Ihrer letzten Worte (leise) und Versprechungen werde ich also Ihrem Begehren willfahren. (Geht mit Schwester Irene in das Vorzimmer; Schwester Irene hält Herrn von W.-Leyningen die Thür auf, er geht hinein, tritt langsam an das Bett, wo er sich leise unterhält.)

Pastor Schmiehlen (sieht im Vorzimmer Schwester Irene an). Ist Ihnen nicht wohl, liebe Schwester? Sie dürfen uns aber nicht etwa krank werden!

Schwester Irene. O nein, danke schön, Herr Pastor, es geht mir vollkommen gut, wie immer; so eine regelmäßige Arbeit ist ja das Allergesündeste.

Pastor Schmiehlen (wohlwollend). Ja, Gott sei Dank, halten Sie sich allzeit stramm! (Sieht nach dem Krankenzimmer.) Die arme Frau! Eine beklagenswerte Gemütsverfassung.

Hoffentlich habe ich ihr etwas Sammlung und Frieden zuführen dürfen! — Sie möchte das heilige Abendmahl mit ihrem Mann und Ihnen nehmen.

Schwester Irene (erschrocken). Mit mir?

Pastor Schmiehlen. Ja, das war ihr ausdrücklicher Wunsch. Warum befremdet Sie das? Natürlich ist von keinem Zwang die Rede; wenn es Ihnen irgendwie . . .

Schwester Irene (hat sich schnell gefaßt; ruhig). Doch, ich will gern. (Pastor Schmiehlen nickt ihr freundlich zu und geht; Schwester Irene setzt sich und vergräbt im innerlichen Kampf das Gesicht in ihre Hände.)

— — — — — — — — — — — — — — — —

Frau von Leyningen. Ja, Ulrich, allerdings hast du meine stete Aufopferung herzlich schlecht belohnt, hast mir wenig Erkenntlichkeit bewiesen. Und was verdankst du mir nicht alles! Aber davon wollen wir heute nicht reden. Hier, Ulrich, reich' ich dir meine Hand. Ich trage dir nichts nach.

Herr von Leyningen (ergreift ihre Hand; mit stockender, gepreßter Stimme). Ich danke dir für alles . . . verzeih mir.

Frau von Leyningen. Einmal, das wußte ich, mußte dieser Tag kommen! — Jetzt geh . . . ich bin müde und will mich vorbereiten. Der Pastor hat sehr ernst und sehr erbaulich mit mir gesprochen. (Er drückt ihre Hand und geht in das Vorzimmer, in dem Schwester Irene nach der vergangenen Seelenqual gefaßt dasteht; erkennt sie und prallt zurück.) Gräfin J . . . .

Schwester Irene (ruhig, mit Nachdruck). Schwester Irene.

Herr von Leyningen. Sie hier . . . und als schwarz gekleidete Nonne . . . als dienstthuende Pflegerin . . . Sie! (Sich vergessend.) Und noch ebenso jung und schön!

Schwester Irene (vorwurfsvoll). Sie wissen, wie wir uns trennten und was uns trennte. Nebenan liegt Ihre sterbende Frau!

Herr von Leyningen (mit unwillkürlicher Hoffnung). Sterbend?

Schwester Irene. Ja, sterbend.

Herr von Leyningen (kämpft mit sich selbst). Sie dauert mich ... aufrichtig ... Und gewiß werde ich jetzt schweigen. ... Jedoch ... wenn Sie alles wüßten!

Schwester Irene (ernst und schlicht). Ich brauche nichts zu wissen. Wir drei sollen das heilige Abendmahl gemeinsam feiern. Es ist das Zeichen der Vergebung. Mein Ringen nach Vergessenheit, meine durchwachten Nächte haben lang gedauert. Sie können kaum ahnen, wie schwer die mir von Ihnen geschlagenen Wunden vernarbten. Das würde vielleicht überhaupt kein Mann glauben. Aber jetzt ist das alles vorbei; ich habe vergessen, und ich vergebe Ihnen, wie ich einst Vergebung erhoffe.

Die Thür nach dem Flur öffnet sich; es erscheint der Pastor im Ornat und mit Gebetbuch, hinter ihm trägt eine Schwester zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen, eine andre Schwester folgt mit einem Kruzifix, hinter ihr eine dritte mit den Sakramentsgeräten.

* * *

Einige Zeit später; Sprechzimmer im Marthakrankenhaus; Holztäfelung, Kreuzigungsbild, geschnitzte gotische Stühle, Butzenscheibenfenster mit gemalten Lilien und Sprüchen.

Herr von Leyningen (ganz schwarz gekleidet, tritt ein).

Diakonissin (die ihn hereingeführt hat). Ich werde Schwester Irene gleich rufen.

Herr von Leyningen (sieht umher). Hu, wie klösterlich! (Geht unruhig auf und ab.)

(Kleine Pause.)

Schwester Irene (kommt mit heiterem Ausdruck herein und reicht ihm unbefangen die Hand).

Herr von Leyningen (überrascht und stutzend). Sie sehen ja strahlend aus!

Schwester Irene. Ja! — Ich komme eben von der Frau Oberin, sie hatte mich rufen lassen und sagte mir, in vier Wochen solle ich als richtige, volle Schwester eingesegnet werden!

Herr von Leyningen (stampft unwillkürlich mit dem Fuß). Es ist unmöglich, das kann und darf nicht stattfinden! — Für viele brave, vortreffliche Mädchen ist dieses ja gewiß ein höchst lobenswerter und geeigneter Beruf ... aber um Gottes willen nicht für Sie ... nicht für Sie!

Schwester Irene (kalt). Nämlich?

Herr von Leyningen. Sie sind gemacht, um glücklich zu sein und um andre zu beglücken.

Schwester Irene. Ja, das bildet jeder sich gern ein. Und ich habe es sogar erreicht.

Herr von Leyningen. Nein, nein, nicht so ... nicht durch diesen trostlosen Asketismus, durch diesen grauenvollen, langsamen Selbstmord. (Irene lächelt.) Ja, wenn man Sie ansieht, muß man das kraß Ungereimte Ihrer Lage so empfinden. Zu solch einem Jammerleben sind Sie doch zu jung und zu schön!

Schwester Irene (einfach). Nun! Es ist nicht üblich, aber wir wollen ruhig annehmen, daß ich so schön sei, wie Sie das, nicht immer taktvoll, behaupten. Schönheit schmückt jedes Dasein, auch das meine. Ja, ich weiß, wie leicht ich mir in der Anstalt hier eine unzweifelhafte Beliebtheit zu erwerben vermochte. Ich weiß, wie meine Kranken sich freuen, wenn ich nur zu ihnen trete. Ich versuche diese Gabe dankbar zu verwerten, möchte dankbar die mir beschiedenen Sonnenstrahlen den allerverkümmertsten, allertraurigsten Geschöpfen zuwenden. Wüßten Sie, wie gut man zu mir ist, würden Sie meinen „grauenvollen, lang-

samen Selbstmord" nicht beklagen, vielleicht würde Ihnen mein Leben sogar glücklich erscheinen.

Herr von Leyningen. Ach, armes Kind, Sie sprechen von Leben und Sie sprechen von Glück und kennen weder das eine noch das andre. Sie ahnen nichts vom Gewaltigsten, vom Hinreißendsten auf Erden, Sie haben noch niemals geliebt!

Schwester Irene (zuckt zusammen und errötet, will sprechen, schweigt aber).

(Kleine Pause.)

Herr von Leyningen. Sie mußten doch wissen, daß ich kommen würde ... Ich liebe Sie. Ich liebe nicht nur Ihre Schönheit, (verwirrt) obgleich jetzt, da ich wieder vor Ihnen stehe, ich kaum weiß, was ich rede ... ich verehre Sie mit hinaufblickender Bewunderung. Was noch in mir gut ist — oder sein könnte — verlangt nach Ihrer Reinheit und Wahrheit und Sanftmut. — Mein Leben verlief im farblos schlammigen Sand, ich sehne mich nach Blumenduft und Waldesschatten und durchsichtigen Wassern, ich sehne mich nach Ihnen! Geben Sie mir Ihre Hand! ... Weiß Gott, ich glaube, Sie werden es einmal nicht bereuen.

Schwester Irene (ruhig). Ich denke nicht daran.

Herr von Leyningen (bitter). Nein, natürlich nicht! Sie verachten mich; in Ihren Augen bin ich der letzte der letzten. Hören Sie mich doch an, Sie kennen ja einzig das Verächtlichste in meinem Leben. Ich bin ja auch kein Glanzpunkt der Menschheit, aber doch weit, weit entschuldbarer, als Sie glauben. ... Hören Sie nur. Ich kam hierher auf die Kriegsakademie, aus meiner öden, kleinen posenschen Garnison heraus und begann zu leben und ging viel unter Menschen, unter Menschen der verschiedensten Kreise. Dann verliebte ich mich in ein interessantes, kom-

plıziertes, nervöses Mädchen, aber sie war ebenso vermögenslos wie ich, und wir mußten uns trennen. Dann geriet ich unter die großen schwarzen Augen und kleinen weißen Hände einer verführerischen Frau aus der Tiergartenstraße, geriet mehr unter ihren Bann, als gut war. Nachdem das Verhältnis in üblicher Unerquicklichkeit zerging, fühlte ich mich recht auseinander, recht losgelöst, und eine besorgte Verwandte in Oberschlesien lud mich aufs Land, gemeinschaftlich mit der Erbin des benachbarten Gutes. Dann beging ich das Hauptversehen meines Lebens und verlobte mich mit der armen Beppi. Ich liebte sie nicht, war mir dessen bewußt, aber sie war . . . frisch . . . und praktisch . . . und sie gehörte in jene patriarchalisch-anheimelnden Kreise, denen ich mich entfremdet hatte, die ihren atavistischen Zauber wieder auf mich übten. Aus meinen untergrabenen Geldverhältnissen heraus sehnte ich mich, nicht nach Luxus, aber nach einer geordneten Existenz; nach jener überreizten, überverfeinerten, aber im Grunde doch etwas gehaltlosen Berliner Luft sehnte ich mich nach dem echteren, naturgemäßeren Wirken und Schaffen auf dem Lande. Meine Braut kannte und liebte nur das Landleben, ich gab mir gar nicht die Mühe, ihr eigentliches Wesen zu ergründen, sah derbe Naturkraft in ihrer inneren Roh . . . (stockt; Pause). Ach, und nun kann ich mich ja nicht weiter rechtfertigen, ich kann meine tote Frau doch nicht anklagen!

Schwester Irene. Nein, thun Sie das nicht!

(Kleine Pause.)

Herr von Leyningen. Aber fragen Sie doch in der Umgegend, wer bedauert wurde, sie oder ich, ja, wer verurteilt wurde, sie oder ich? Acht lange Jahre war ich gefesselt, habe einige erträgliche Zeiten zu Anfang erlebt und keinen einzigen glücklichen Tag, auch nicht für recht bescheidene Ansprüche. . . . Wir hatten nicht 'mal Kinder, und

ich hatte sie mir so gewünscht. . . . Dann bekümmerte ich mich viel um landwirtschaftliche Fragen, soweit es ihr Geiz . . . (verbessert sich) soweit es ihre ziemlich weitgehende Machtbefugnis über das Vermögen gestattete. So kam ich an jenem Juni vor Jahren in Geschäften nach dem Gestüt Ihres Nachbargutes. Auf der Hinreise, Sie wissen ja, traf ich Ihren Herrn Vater, er hörte meinen Namen, vielleicht gefiel ich ihm, so lud er mich zur Jagd nach Barnow. Ganz zufälligerweise erwähnte ich nicht gleich zu Anfang meine Verheiratung, und so bald — unterließ ich es mit Absicht. Ich geriet vollkommen außer mir, denn ich wußte ja, daß meine Frau (bitter) nie, niemals in eine Scheidung zum Zwecke meiner glücklichen Wiederverheiratung einwilligen würde, und Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie offenbarungshaft lieblich und unschuldig und begehrenswert Sie mir erschienen, wie wahnsinnig, wie unselig ich mich in Sie verliebte.

Schwester Irene (hat mit nach dem Fenster gewandtem Gesicht zugehört, wendet sich jetzt; sanft und bittend). Ach, reden Sie nicht weiter, es ist so nutzlos und es schmerzt mich. Ich freue mich, Sie jetzt besser zu verstehen, aber auch ehe ich diese Einzelheiten wußte, hatte ich alles vergeben und vergessen.

Herr von Leyningen. Ja, leider! Mich erbittert Ihre engelhafte, abgeklärte Vergebung. Ich habe mich Ihnen gegenüber schwer versündigt; verabscheuen Sie mich, — aber lassen Sie es mich nur wieder gutmachen, aber verleugnen Sie nicht Ihr einstiges rasches, jugendheißes Blut, verbergen Sie es nicht unter diesem Leichengewand der Ruhe, in dieser um Sie verbreiteten reinen, gletscherhaften Höhenluft!

Schwester Irene (lächelnd). Meine Kranken finden mich gar nicht gletscherhaft, und der vergebende Friede,

welcher Sie kränkt, ist nicht angenommen, ist nicht äußerlich, sondern in schweren Stunden erworben — erkämpft. Ich könnte Ihnen jetzt nicht zürnen, selbst wenn ich wollte. Ich habe ja alles, wonach mein Herz begehrt. Ich will weder Sie noch einen andern heiraten. Für die allermeisten ist dieses ja sicherlich das Beglückendste und Natürlichste; nicht für mich — (sieht ihn bedeutungsvoll an) so wie ich nun einmal geworden bin (blickt in die Ferne). Vielleicht hätte es anders kommen können — vielleicht! Wir werden das niemals erfahren, und es ist besser, wenn das Meer der vereitelten Wünsche seine Toten birgt. Die Vergangenheit liegt weit, weit hinter mir, firm und fest stehe ich in der Gegenwart, blicke freudig, hoffnungsvoll in die Zukunft. (In der Ferne erklingt leiser Chorgesang.) Hören Sie? Die Schwestern üben das Hosianna zu meiner Einsegnung! (Lauscht, glücklich lächelnd.)

Herr von Leyningen (in leidenschaftlichem Zorn). Verdammte Klosterverführung, verfluchter Kryptokatholizismus! (Weist nach dem fernen Gesang wie auf die Einrichtung des Zimmers.) Lauter Hosiannagesänge, und Lilien und Kruzifixe, wo man nur hinsieht!

Schwester Irene (lächelnd). Ach, schelten Sie doch nicht die wirklich harmlose Ausschmückung unsres Daseins. Wir arbeiten ja redlich, warum sollten wir unsre Umgebung nicht harmonisch gestalten dürfen?

Herr von Leyningen (heftig). In eine proselytierende Seelenfängerei sind Sie geraten. (Steigernd.) Hier lasse ich Sie nicht. Sie sind für mich geschaffen, Sie müssen mir gehören. (Will ihre Hände ergreifen.)

Schwester Irene (wehrt ihm). Nein, weder für Sie noch für einen andern wurde ich geschaffen; ich darf frei mich vergeben und frei mich ausleben. Hier habe ich eine Lebensarbeit und eine Friedensbucht gefunden. (Er will sprechen.)

Nein, bitte, nicht. (Sanft.) Gehen Sie! Hier bin ich glücklich, hier bin ich nützlich. Gibt es denn so viele, denen noch mehr zu teil wird? (Sie reicht ihm die Hand, nach kurzem, kämpfendem Zögern ergreift er dieselbe und drückt sie hastig, sieht ihr noch einmal ins Gesicht und verläßt das Zimmer.

Sie bleibt regungslos stehen; der ferne Chorgesang schwillt leise an; auf ihren Zügen liegt ein glückliches Lächeln.)

Das Erwachen.

Erzählung nach dem Leben.

Es wurde sengend heiß und qualmte zum Ersticken; sie versuchte die Thür, welche jedoch verschlossen war, zu öffnen, und hilfeschreiend stürzte sie an das Fenster. Aber vergebens rüttelte sie in ihrer Todesangst am eisernen Gitter, und die glühenden Flammen zuckten durch den Rauch, und das Prasseln übertönte die eigene Stimme. Da packte sie jemand und riß sie die Treppe herunter ins Freie. Ein Bekannter eilte aufgeregt heran und rief: „Also doch noch oben, und die Lena schwor, sie wäre gerettet!" Dann kam Lena — die Person hieß ja wohl Lena — und weinte und wollte sie umarmen; aber obwohl sie sie früher gemocht hatte, mißfiel ihr diese Vertraulichkeit. Mit klopfendem Herzen starrte sie nach dem tobenden Feuer. Wasserstrahlen zischten, Rauchwolken dampften hervor, bald leuchtete keine einzige Flamme, und das heulende Getöse hörte auf.

Erleichtert sah sie umher. Ja, dies war das Haus, da, rechts, der Eingang mit den drei Stufen und dem Geländer — und dort war der Baum, unter dem sie öfters saß und dem Tennisspiel zusah. Und alle diese Menschen, die aufgeregt und erschrocken in die Rauchwolken sahen — einige schienen ihr fremd, andre dagegen wohlbekannt. Aber da — da war ja die gräßliche Frau, die ihr weh gethan,

die sie haßte, und instinktiv näherte sie sich dem großen Herrn von vorhin; bei dem war sie geborgen.

Da stand er, ganz ruhig, und beobachtete alle. Sie bemerkte ihm freundlich, daß die Feuersbrunst ja, Gott sei Dank, gelöscht sei, nur qualme es noch etwas. Dann fragte sie, wie eigentlich das Unglück entstanden wäre?

Er sah ihr aufmerksam ins Gesicht und erzählte den Hergang.

Darauf winkte er einem Herrn und sagte ihm einige Worte. Dieser betrachtete sie scharf, und dann setzten sie sich mit ihr auf eine Bank und sprachen über das Wetter und die Feuerversicherung und den glücklicherweise nur unerheblichen Schaden.

Ihr wurde immer sonderbarer zu Mute. Endlich sagte sie: „Was bedeutet dieses denn eigentlich? Ich kenne alles und weiß doch nicht, wo ich bin.“

Da fragte der große Herr: „Wie heißen Sie denn?“

Lächelnd erwiderte sie: „Nun, Frau Hertha Sohden,“ und dann fragte er, wo und wann sie geboren sei, und brachte sie auf ihre Familienverhältnisse zu sprechen. Sie beantwortete alle Fragen und sagte dann plötzlich: „Aber wo ist mein Mann, wo ist Oskar?“

„Er kommt bald, gnädige Frau.“

„Wann? Ich will nach Hause! Warum bin ich hier? Um Gotteswillen, Sie müssen mir sagen, was ich hier thue, wie ich hierher kam!“

„Gnädige Frau,“ erklärte der große Herr, „Sie waren etwas leidend.“

Da durchzuckte es qualvoll erleuchtend ihr Gehirn; sie packte ihn beim Arm: „Dies ist eine Anstalt ... eine Irrenanstalt?“

„Ja,“ sagte ruhig der Herr, und sie brach in Thränen aus und weinte und weinte, während er auf sie einredete

und ihr klar machte, daß eine Gemütsstörung keine Schande sei, sondern nur eine Krankheit wie jede andre.

Aber sie weinte und weinte und murmelte: „Es ist entsetzlich!“ Und dann richtete sie sich auf und fragte: „Wie lange bin ich denn hier?“

Er zögerte einen Augenblick und sagte dann: „Neun Jahre.“

Sie sprang auf: „Herr Gott, das ist unmöglich! Neun Jahre — dann bin ich ... dann bin ich ja — vierunddreißig! O diese wundervollen Jahre, o meine arme, verlorene Jugend!“ Sie rang die Hände. „Und mein Mann, meine Kinder! All die Zeit ohne Gattin und Mutter! Wie geht es ihnen? Ach, ich kann doch gleich zu ihnen hin?“

Der große Herr wandte sich zum andern: „Mein Kollege,“ er stellte ihn vor, „Doktor Hoff ist erst zwei Jahre hier, ich bereits fünf Jahre, aber Ihren Herrn Gemahl habe ich noch keinmal gesehen. Seit den ersten Monaten Ihres Aufenthaltes soll er nie mehr gekommen sein. Ich hörte, daß es ihn zu sehr angegriffen hätte. Alle Verhandlungen erledigte ich immer mit ihrer Frau Schwägerin, der Kommerzienrätin Schöning aus Köln, die Sie halbjährlich besucht hat.“

„Lebt aber mein Mann? Leben die Kinder?“

„Gewiß lebt Ihr Mann; die Anweisungen stellte er regelmäßig selber aus, die letzte vor drei Wochen.“

„Und die Kinder?“

„Ihre Schwägerin hat die Familienverhältnisse niemals erwähnt.“

Hertha zuckte verzweifelnd zusammen.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! Ich will mich umgehend erkundigen.“

„Ist denn mein Mann noch in Elberfeld? Er beabsichtigte nach Berlin zu ziehen.“

„Ich kann es nicht sagen. Die Anweisungen trugen keine Angabe des Ortes; die Frau Kommerzienrätin übergab sie immer selbst. Aber ich werde ihr sofort telegraphieren... im Juli könnte sie allerdings leicht verreist sein ... auf jeden Fall sehe ich gleich danach.“ Er erhob sich. „Unterdessen will ich Sie meiner Frau anvertrauen, sie hatte bereits Ihre Unterbringung im neuen Flügel angeordnet, statt dessen möchte ich Sie aber bitten, bis zu Ihrer Abreise bei uns zu wohnen.“

Er winkte einer vorübergehenden Dame. Sie schien Hertha bekannt, aber es war ihr unangenehm, Menschen vor die Augen zu treten. „Ich möchte wirklich niemand sehen,“ sagte sie.

„O, mit meiner Frau werden Sie sich bald verständigen; sie ist meine Gehilfin und kann sich in die verwickeltsten Lagen hineindenken.“ Er ging ihr entgegen, flüsterte einige Worte und stellte seine Gattin, „Frau Direktor Maltheis“ dann vor.

Ruhig und freundlich wiederholte diese die Einladung ihres Mannes, nahm Hertha bei der Hand und ging mit ihr durch den Garten nach ihrer eigenen Villa.

Etwas entfernt standen Gruppen noch herum, ein Mann schluchzte und wurde von einem Wärter besänftigt, viele sahen verstört aus, einige ganz idiotisch. Hertha schauderte; sie war eine von diesen gewesen. Alpdrückend bekannt und doch unheimlich fremd erschien ihr die ganze Umgebung; sie war sich jedes Weges, jedes Strauches bewußt und „sah“ doch alles zum erstenmal. O die Schmach, als willenloser Tiermensch sich hier zur Schau getragen zu haben! Es überlief sie ein Grauen; sie dachte an die Aerzte, denen sie, eine junge Frau, überantwortet gewesen war. Doch sie schienen vertrauenerweckend, besonders der Direktor, der Mann dieser Frau, an deren Hand sie sich weinend klammerte.

„Sie Aermste, nun wird aber alles wieder gut."

„Ich weiß ja nicht einmal bestimmt, ob mein Mann und meine Kinder noch leben?"

„Sie werden es bald erfahren, Ernst wollte sofort telegraphieren."

Sie betraten die blumengeschmückte Veranda, ein so friedliches Heim; durch das offene Fenster drang Kindergeplauder. Würde ihr noch solches Glück zu teil?

Sie betrat das Zimmer; sie wußte, daß ein Spiegel dort hängen würde, und bangte sich, hineinzusehen. Vor neun Jahren war sie eine bewunderte junge Dame gewesen. Dann bezwang sie sich doch, sah auf und betrachtete mit bebenden Lippen ein blasses, volles, etwas verweintes Gesicht, nicht gerade häßlich, aber ganz ohne Reiz. Die Gestalt war schwerfällig, die saubere Kleidung ohne jeden gefälligen Geschmack. Bitter wandte sie sich um. „Früher war ich hübsch und elegant!"

„Das kehrt schon wieder, das wollen wir jetzt schon erreichen. Kommen Sie nur!"

Sie gingen in die Schlafstube des Ehepaars, und mit banger Bewegung sah Hertha sich um; ihr eigenes Zimmer war ähnlich gewesen. Vielleicht würde sie es genau so wieder vorfinden! Die Frau Direktor erhitzte eine Brennschere und lockte und lockerte das straff aus der Stirn gezwängte Haar. Dann brachte sie ihr eine seidene Bluse. „Sie ist ganz neu und wird Ihnen wohl passen."

Hertha zog sich um und betrachtete sich dann aufs neue im Spiegel.

„Sehen Sie nur, jetzt sind Sie bereits hübsch."

Hertha lächelte und wurde rot. Ja, fast war sie es, sie konnte es wirklich noch werden. Erstaunt zupfte sie an den Aermeln. „Trägt man denn so etwas?"

„Gewiß, überzeugen Sie sich nur!" Sie reichte ihr

Modenblätter, „aber Sie sollen auch andre Zeitungen bekommen und sollen sich bis zum Mittagessen ruhig auf Ihrem Zimmer etwas hinlegen.“

Hertha folgte ihr in die Fremdenstube, setzte sich in einen Lehnstuhl und blätterte in diesen ihr so bekannten Zeitungen, die doch so Sonderbares brachten. Hier las sie über Bismarcks Beisetzung in Friedrichsruh, hier sah sie Bilder des jungen, russischen Kaiserpaares, hier schüttelte sie den Kopf über Radfahrerinnen, hier wunderte sie sich über neue dramatische Dichter. Würde sie jemals diese klaffende Lücke ihrer Kenntnisse ausfüllen?

Zwischendurch die quälende Angst um Mann und Kinder, die Frage, wie es allen Verwandten und Freunden erginge. Ach, was würde sich Oskar freuen! Wie hatten sie sich inbrünstig, so von ganzem Herzen geliebt! Als Brautleute und als junges Ehepaar fragten sie sich oft, ob noch irgend zwei andre Menschenkinder sich jemals so geliebt hätten wie sie. Und Fritz und Albert, jetzt mußten sie elf und zehn Jahr sein, große Jungens, wohl etwa in Quarta und Quinta. Und ... ja, das dritte Kind war ja gestorben, bei der Geburt, bei dieser schlimmen Frühgeburt infolge des plötzlichen Todes ihrer Mutter. Dann hörte alles bei ihr auf, nur noch dumpfe Erinnerungen an Thränen, Krisen und Schmerzanfälle ... und man wollte ihr das Kindchen nicht bringen, es war eben tot. Darauf begann die Nacht. Sie wußte nicht, wie sie in die Anstalt gekommen, wußte auch jetzt noch nicht, wie diese hieß.

Unruhig ging sie auf und ab. Wann könnte sie die telegraphische Antwort erhalten? Konnte sie heute noch hinreisen? O, diese Wiedersehensfreude! Würde ihr Herz nicht brechen? Und diese beglückende Aussicht, dem Mann und den Kindern durch ihre ganze selbstlose Liebe und Hingebung diese vereinsamten Jahre ersetzen zu können. Was mußte

Oskar gelitten haben! Während sie stumpf dahin vegetierte, hatte er sie sorgend und trauernd entbehrt. Allerdings — Männer ... die nehmen es nicht allzu genau, die wissen sich zu entschädigen. Und doch, so wie sie ihn kannte, so wie sie ihn in- und auswendig kannte, mußte ihm die liebende Gattin in ganz seltenem Grade gefehlt haben. Ganze neun Jahre ohne eine Gefährtin zur Seite! Vielleicht hatte er sich mit Leidenschaft in sein Geschäft versenkt, war vielleicht mehr gealtert als sie, deren Adern so vollsaftig und frisch pulsierten.

Da klopfte es, und der Direktor trat ein. Unwillkürlich fuhr er zurück; dies war nicht die arme, umnachtete Patientin, dies war eine Dame. Statt als Arzt einfach in ihre Schlafstube zu treten, bat er sie auf sein Zimmer. Sprachlos, erwartungsvoll sah sie ihn an. „Die Frau Kommerzienrätin ist in Tirol, das Telegramm ist ihr nach Toblach geschickt worden. Durch ihr Dienstmädchen habe ich aber telephonisch die Adresse Ihres Herrn Gemahls erhalten: ‚Berlin, Waldfrieden, Dianastraße, in der Grunewaldkolonie.‘ Das Mädchen wußte nichts Näheres über Herrn Sohden, zu Weihnachten war aber Spielzeug für die zwei Knaben nach Berlin geschickt worden.“

Dankbar faltete Hertha die Hände.

„Nun, gnädige Frau, möchte ich Ihnen vorschlagen, daß ich mit Eilbrief, oder wenn Sie darauf bestehen, telegraphisch dem Herrn Gemahl Ihre so wunderbare, so unerhoffte plötzliche Genesung mitteile und ihm anheimstelle, Sie hier abzuholen.“

„Nein,“ sagte Hertha strahlend, „ich will unerwartet ankommen, will ihn überraschen. Ach, wird das eine Freude werden! Sie können sich ja nicht vorstellen, wie glücklich wir waren.“

„Gnädige Frau, ich möchte dringend vor einer Ueber-

raschung warnen." Er stockte. „Die Ihrigen würden sich tödlich erschrecken, würden Sie für eine — der Anstalt Entsprungene halten. Denn Sie waren schwer gemütsleidend. Wir alle, auch der frühere Direktor, ließen jegliche Hoffnung auf Besserung fallen. Wie aus den Akten ersichtlich ist, hat das ärztliche Kollegium vor sechs Jahren Sie dem Gericht gegenüber für unheilbar erklärt."

Entsetzt blickte Hertha zu Boden.

„Ich sage Ihnen dieses ganz offen, damit Sie mir erlauben, Ihren Herrn Gemahl vorzubereiten. Es ist wirklich so besser."

Hertha überlegte. „Ich verstehe Sie vollkommen," sagte sie ruhig, „aber ich kann nicht auf diese Freude verzichten. Schreiben Sie mir einen ärztlichen Brief, den ich meinem Mann übersende, ehe ich vor ihn trete!" Sie sah dem Direktor frei in die Augen. „Sie können sich auf mich verlassen! Ich verstehe die Situation und will nichts Unvernünftiges thun. Versprechen Sie mir nur, ihn nicht vorher zu benachrichtigen!"

Zögernd gab er das Versprechen.

„Ich weiß ja noch nicht einmal, wo ich hier bin, wo diese Anstalt liegt."

„In der Nähe von Köln."

„Dann, ja, dann könnte ich den Nachtzug benutzen und wäre morgen früh in Berlin."

„Ich kann Sie nicht daran hindern, nur wünsche ich dringend, daß Lena Sie als — Ihre Kammerjungfer begleitet und bei Ihnen bleibt, bis Ihr Herr Gemahl selber sie entläßt."

Direktor Maltheiß betrachtete sie unausgesetzt und entschuldigte sich. „Ihr Genesungsfall ist wirklich so äußerst merkwürdig, er wird zweifellos sehr viel Staub aufwirbeln. Haben Sie denn den Eindruck, daß längere

Zeit zwischen Ihrem früheren Leben und heute vormittag liegt?"

Hertha zuckte unglücklich zusammen. „Nein, nur ein halb bewußtes, dunkles Gefühl, als wären einige sonderbare, vielleicht kranke Tage verflossen. Aber ich kann das nicht recht erklären ... und es ist mir so schmerzlich, an diese Zeit zurückdenken zu müssen." Fast standen ihr die Thränen in den Augen.

„O, ich will Sie auch ganz gewiß nicht quälen, gnädige Frau," versetzte er gutmütig. „Aber das Berufsinteresse war zu stark." Und er fuhr zaghaft tastend fort: „Fühlen Sie sich ebenso gesund und ebenso jung und lebensfroh wie früher?"

„Nun — begreiflicherweise bin ich durch die traurige Entdeckung und durch diese Ungewißheit in keiner heiteren Stimmung. Aber," sie errötete, „ja, ich fühle mich so kräftig und jung wie je. Wenn Mann und Kinder leben, darf ich mir ja auch noch reiches Glück versprechen." Und ihr Herz schlug so heftig, daß sie sich schämte; es war ihr, als müßte der Fremde es hören.

Da kam die Hausfrau herein und rief zu Tisch. „Unsre Anstaltsärzte und zwei Bonner Kollegen sind ebenfalls zugegen; das ist Ihnen aber doch nicht unangenehm, liebe Frau Sohden?"

Hertha faßte sich und ging mit der ungezwungensten Miene herein. Sie begriff, daß ihre baldige Freiheit von ihrem Benehmen jetzt abhängen würde. Aber sich allen diesen psychiatrisch geschulten Blicken auszusetzen, war eine Zumutung. Sie war also der hochinteressante Fall, der wahrscheinlich noch in die Fachzeitung käme. Besonders wissensdurstig erwies sich der junge Doktor Hoff; unter seinen Fragen errötete sie und stotterte und hatte dann jedesmal die Angst, für gestört zu gelten. Taktvoll kam ihr der

Direktor, der seine Beobachtungen ja eingeheimst hatte, zu Hilfe; man sah diese unverkennbarste aller Bewegungen, einen leisen Stoß unter dem Tisch, und er lenkte das Gespräch auf allgemeine Fragen, indem er sorgfältig alle neuen Ereignisse vermied. Augenscheinlich bestand sie die Probe, denn nachdem die Herren in der Veranda geraucht hatten, kam der Direktor mit dem Kursbuch zu Hertha und besprach den zu nehmenden Zug. Mit klopfendem Herzen packte sie darauf mit Lena ihre schlichten Habseligkeiten, unter denen die reichgestickte Wäsche aus früherer Zeit seltsam abstach. Der Wagen fuhr vor, und da der Direktor wegen einer Besprechung mit dem Feuerversicherungsagenten nicht an die Bahn kommen konnte, verabschiedete er sich herzlich. Seine Frau begleitete sie nach Köln und half ihr das Nötigste einkaufen.

Als Hertha im kleidsamen Hut und Umhang vor dem Spiegel stand, erblickte sie große, etwas hervorquellende, schimmernde Augen, rote, schwellende Lippen, eine nicht mehr schwerfällige, aber üppige Gestalt. Leise fragte sie Frau Maltheiß, ob Oskar sich nicht freuen könnte, sie wiederzusehen, und glaubte ihrer aufrichtigen Bestätigung aufs Wort. Dann bestieg sie den Eisenbahnwagen, beugte sich mit beseligtem Lächeln zum Abschied heraus: „Ich fahre dem allerschönsten Tag entgegen.“

Am nächsten Morgen, beim Frühstück, unterhielt sich das Maltheißsche Ehepaar über Hertha. „Jetzt muß sie bereits in Berlin angekommen sein,“ meinte die Frau. „Ich beneide sie fast; es wird wohl nur sehr wenigen zu teil, mit so vollem, dankbarem Bewußtsein das Glück zu umfangen.“ Da kam ein Telegramm. Der Direktor erbrach es. „Aus Toblach,“ sagte er, fuhr dann zusammen und gab das Blatt seiner Frau. Erstarrt sahen sie sich an.

„Die Aermste!“

* * *

Ausgestreckt lag Hertha im Schlafwagen und versuchte zur Ruhe zu kommen. Die Lena schlief und langweilte sie nicht länger mit Entschuldigungen, daß sie im Feueralarm den Kopf so verloren hatte, und Hertha brauchte nicht länger zu antworten, es sei ja gut, gerade durch diese Todesangst wäre sie so unerwartet genesen. Am Morgen erhob sie sich früh, wusch und kämmte sich sorgfältig und stand, mit gepreßten Lippen, ängstlich in die Ferne schauend, im Eisenbahngang. Der eine Arzt hatte ihr genau angegeben, wie sie sich nach der Grunewald-Kolonie begeben sollte. So fuhren sie mit dem Dampfwagen über die sonnige Ebene nach dem sich nähernden bläulichen Kiefernwald. An einem mit Gartenanlagen geschmückten Platz stieg sie aus. Der Schaffner wies ihr den Weg. „Da hinunter, und dann sehen Sie schon bald zwischen den Bäumen das weiße Haus mit den vielen Erkern und dem bunten Dach."

„Lena, Sie könnten hier auf der Bank noch etwas warten und mir in einer guten halben Stunde folgen," sagte Hertha und ging dann mit schlagendem Herzen die Waldstraße hinunter. Da schimmerte vor ihr zwischen den Stämmen das Haus. Auf einmal wankten ihr die Kniee, alle Herzensangst überkam sie von neuem. Lebten wirklich die Kinder? Wie ging es ihrem Mann? War er verkümmert? Hatte er sich sehr verändert? Stockend ging sie weiter bis zum Geländer und blickte in den Garten hinein. Die Vögel sangen, ein Wasserstrahl beschauerte den leuchtend grünen, frisch gemähten, noch duftenden Rasen, Sonnenstrahlen spielten auf den Blumenbeeten, und die Kiefern warfen kühlenden Schatten auf das helle Waldfriedenhaus. Immer lauter, begehrender schlug ihr Herz. Sie schritt weiter. Da, in der offenen Laube, da — da saß ja Oskar mit den beiden Knaben. Gott, es war zu viel Glück! Es schwamm ihr vor den Augen, sie klammerte sich an das Gitter. Dann

ruhiger geworden, verschlang sie die Gruppe mit hungrigen Blicken. Aber er war ja stattlicher als je, und das war der wohlbekannte Hieb am Kinn, der braune Schnurrbart, das kurzgeschnittene dunkle Haar, das waren seine offenen, eher freundlichen, als sehr energischen Züge. Und die Kinder, wie frisch sahen sie aus! Wie jungenhaft spreizten sie sich am Boden und rausten sich mit einem Teckel. Aber diese großen Knaben, sie hätte sie kaum erkannt. Dann rief ein Dienstmädchen „Fritz und Albert", sie sprangen auf, ergriffen die bereitliegenden Mützen und Botanisiertrommeln, küßten ihren die Zeitung lesenden Vater und jagten schreiend mit weiten Sätzen davon.

Um Herthas Augenwimpern glitzerte es, hier waren die drei wohl und gesund, hier vor ihr lächelte das Glück. Verblaßte Kindererinnerungen tauchten in ihrer Seele auf, fromm bewegt, mit thränenden Augen dankte sie Gott und sagte Choräle und Psalmenverse leise vor sich her. „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat." Ein milder Segen umfloß sie, stillte das bangende Herz. Sie ging auf die Hausthür zu und schrieb in den offengelassenen Brief des Arztes: „Hier bin ich, Deine Hertha." Dann klingelte sie. Ein Dienstmädchen kam. „Bitte, bringen Sie dies dem Herrn Sohden." Das Mädchen sah sie prüfend an. „Der Herr ist im Garten, wollen Sie nicht gefälligst eintreten?" Blaß, mit gefalteten Händen stand Hertha im Zimmer. Vergingen mehrere Minuten, oder waren es bloß Sekunden?

Unter Männertritten knirschte der Kies. Da, in der Thür, da stand er! Heftig wallte ihr Blut, sie streckte ihm die Arme entgegen, rief jubelnd „Oskar!"

Er trat nur einen Schritt vor, blieb dann stehen und sah sie verstört mit halbgeöffneten Lippen an. Betroffen erinnerte sie sich der Worte des Arztes. „Nein,"

sagte sie halb lächelnd, halb beklommen, „ich bin wirklich genesen.“

Er sprach noch immer kein Wort.

„Freust du dich denn nicht, liebst du mich nicht mehr? Ach Oskar, ich bin ja so überselig, so grenzenlos dankbar. Nun wollen wir wieder glücklich sein, noch glücklicher als jemals.“

Er rang nach Worten und sah wirr umher.

„Hast du mich denn ganz vergessen?“ fuhr sie bang und flehentlich fort. „Ist deine Liebe verschwunden, war deine Liebe so unecht, so unwahr? Ich würde ja für dich sterben, ich liebe dich mit meinem ganzen Wesen, nur dich, dich allein.“

„Hertha,“ sagte er mit tonloser Stimme. „Wie soll ich dich vorbereiten, wie kann ich es aussprechen? Es hat sich vieles — alles verändert.“

„Nein,“ unterbrach sie ihn, „das einzig Wesentliche ist geblieben. Gott hat dich und die Kinder mir aufbewahrt, und alles andre ist ohne Belang.“

Er faßte sich. „Gott helfe dir, armes Kind! Ich bin von dir geschieden und habe eine andre geheiratet.“

Sie wurde nicht ohnmächtig, es wurde ihr nicht dunkel vor den Augen, schonungslos hart und klar sah sie alle hellerleuchteten Gegenstände um sich, kein Schleier, keine Schwäche half ihr über diesen Augenblick hinweg.

„Ich verstehe nicht,“ sagte sie stumpf. „So kann man sich doch nicht scheiden lassen, so kann man sich doch nicht wieder verheiraten.“

„Zwar nicht in Preußen, wohl aber im . . . schen, und da sind wir ja her.“

Wieder packte sie die sehnsüchtige Leidenschaft. „Und das konntest du thun? O, du hast mich also niemals geliebt, es war alles Trug und Schein.“

„Hertha, setze dich und höre mich an, und ich bitte dich inständigst, bleibe ruhig.“

Sie setzte sich und war ruhiger als er, der erregt auf und nieder schritt.

„Vor neun Jahren, vor ganzen neun Jahren, wurdest du, infolge des Wochenbettes — gemütskrank. Von vornherein hielten die Aerzte den Fall für schlimm. Nach einigen Jahren gaben sie jegliche Hoffnung auf und bekundeten dies vor Gericht. Wenn du wüßtest, wie ich mich damals um dich gegrämt habe, würdest du milder richten. Es waren trostlose Jahre. Abwechselnd irgend eine Tante oder ein Fräulein im Haus, die Kinder krank, Konflikte, Unruhen, und dabei die Sehnsucht nach dir, die Erinnerung an unser Glück.“

Er schwieg.

„Nach drei Jahren lernte ich Agnes, meine jetzige Frau, kennen und verliebte mich in sie.“ Er sah Herthas unwillkürliche Bewegung. „Ja, ich kann es dir nicht ersparen, so treu und warm wie ich dich geliebt habe, liebte und liebe ich auch sie.“

„Dann war es nicht das Wahre, nicht so wie bei mir.“

„Du bist sehr jung“ — sie schüttelte traurig den Kopf — „doch, den Erfahrungen nach bist du ganz jung, sonst würdest du weniger schablonenhaft urteilen. Du warst tot. Ich habe dich innig betrauert, dann gehörtest du zur Vergangenheit; ich aber stand kräftig und lebensvoll in der Gegenwart, hatte vor mir eine lange Zukunft. So wie es mir vier Jahre früher natürlich gewesen war, dich, das Mädchen, das ich vor allen bewunderte, zur Frau zu begehren und an ihr mit Ausschließung aller übrigen zu hängen, so geschah es auch jetzt. Es waren ähnliche Bedingungen, mir gerieten sie zum selben Segen.“

„Und du hast sie ganz genau ebenso geliebt wie mich?“ fragte sie hart.

Er schwieg einen Augenblick. „Zu dir war meine Neigung jugendlicher, zu ihr aber noch reifer.“

Sie stand auf. Ihn hatte sie verloren, nun blieb noch eine Hoffnung. „Meine Kinder, die gehören mir doch wenigstens, auf meine Kinder hat deine Frau kein Recht.“

Nach einer Pause sagte er schonend: „Du weißt, daß der Vater in einem solchen Fall die Söhne behält. Ich würde aber wirklich nicht auf dem Buchstaben des Gesetzes bestehen, wenn ich es anders verantworten könnte. Ich muß es dir sagen, die Kinder gehören ihr in einem wahreren Sinne als dir. Dich kennen sie nicht, haben dich niemals entbehrt, all ihr bewußtes Dasein verknüpft sich mit ihrer heutigen Mutter, kein schöneres Verhältnis ist denkbar. Natürlich sollst du sie sehen, ich brächte sie dir sofort, wären sie nicht eben zu einem Ausflug abgeholt worden. Aber ich will und darf sie dem glücklichen, gesunden, normalen Elternhaus nicht rauben — auch dir nicht zuliebe.“

Hertha bezwang ihre Thränen und fragte: „Darf ich deine Frau sehen?“

„Wenn du darauf bestehst — aber ist es jetzt gut? Würdest du nicht eine ruhigere Stunde abwarten?“

„Nein, ich bitte dich — jetzt.“

„Dann mußt du mir aber wenigstens versprechen, sie zu schonen. Sie ist sehr feinfühlig, hat ein erregbares Temperament.“

„Habe ich mich nicht beherrscht?“

„Du armes Kind!“ Er ging auf sie zu und drückte ihre Hand. Bei der Berührung seiner bloßen Haut durchfuhr es sie fiebernd. Leidenschaftlich umschlang sie ihn, hoffte dunkel auf den alten, sinnlichen Zauber ihrer Um-

armung. Aber noch während sie ihn küßte, empfand sie gedemütigt, daß alles vergebens, daß sie sich ihm nur schmachvoll aufdränge. Und doch küßte die arme, verlassene Frau ihn mit brennenden Lippen, konnte diese ersehnte Wonne nicht hinfahren lassen.

Sanft machte er sich los, führte sie auf einen Stuhl und ging eilig fort. Sie erhob sich, trocknete ihre Thränen und schritt aufgeregt durch den Raum. Ein plötzlicher Luftstrom öffnete die hintere Thür, sie blickte hinein, es war das Schlafzimmer des Ehepaares, und da stand ihre eigene Aussteuereinrichtung. Selbst die von ihr selbst gestickte Bettdecke. Unter dieser schlief jene, die verhaßte Frau. Empört schloß sie die Thür und wartete, scheinbar gefaßt. Im Flur ertönten Schritte, machten zögernd Halt, dann trat Oskar zuerst herein, gefolgt von seiner Frau. Kalt und scharf betrachtete Hertha ihre Nachfolgerin. Sie erschien nur wenig jünger als sie selbst, hatte ein blasses Gesicht, tiefliegende Augen, lockiges Haar und eine geschmeidigschlanke Gestalt. Sie war nicht hübsch, aber ja, trotz der augenblicklichen, schmerzlich gespannten Erregung, war sie zweifellos anziehend.

Alle drei schwiegen. Da stand der Mann zwischen seinen beiden Frauen; es war eine verletzende, eine unmögliche Situation. Hertha wagte ihren letzten Zug. Sie wandte sich zur Fremden: „Ich lebe und habe ältere Rechte.“

„Was meinst du damit?“ fragte Oskar, und er und Agnes sahen sich an. Dann bat er Hertha: „Mach es dir und mir nicht unnötig schwer!“

„Können Sie Ihr Glück auf meinem zerstörten Glück erbauen?“ fragte Hertha traurig und dringend.

„Seinen Mann gibt man nicht auf,“ antwortete Agnes leise.

Hertha erblickte ihre Bewegung. „Lassen Sie mir dann wenigstens meine Kinder, meine eigenen Kinder!“

Agnes sah erbleichend zu ihrem Mann. Dieser zuckte mit den Brauen: „Ich erklärte dir doch, weshalb —“

„Müssen Sie mir denn alles rauben, wollen Sie mir gar nichts lassen?“ drang Hertha wieder in sie ein.

Agnes Sohdens Hände erbebten, dann antwortete sie mit allmählich sich kräftigender Stimme. „Freiwillig kann ich nicht auf sie verzichten. Ich liebe die Knaben mehr, als selbst Sie dieselben lieben, ich kenne sie ungleich länger und besser. Alle diese Jahre habe ich gewacht und gesorgt und gehofft, ich habe sie mir gewonnen, sie sind mein geworden.“

Verzweifelnd sah Hertha nach Hilfe umher. „Wodurch habe ich denn dieses verdient, worin habe ich gefehlt? Warum durfte ich nicht wahnsinnig bleiben? Es war ja so viel besser.“

Verlegen begann Oskar Sohden: „Willst du nicht versuchen, dich ergeben in Gottes unerforschlichen —“

„Hast du wirklich den Mut, mir so etwas zu sagen?“ fuhr sie auf. „Du in deinem vollen Glück — mir, der Ausgestoßenen, der Beraubten?“

Alle drei schwiegen. Stumpf sagte Hertha: „Ich gehe,“ und wandte sich mechanisch nach der Thür.

„Wohin?“ fragte Oskar.

„Das ist ja gleichgültig, irgendwohin, nach einem Hospiz, dem in der Mohrenstraße. Dorthin kannst du mir dann schreiben, solltest du mir etwas zu schreiben haben, da kannst du mich besuchen, aber das wünsche ich weder dir noch mir.“

„Aber ich darf dich doch jetzt begleiten, ich kann dich doch nicht so fortgehen lassen, so ganz allein!“

„Nein,“ antwortete sie hart und bestimmt, „lieber nicht. Draußen wartet meine frühere Pflegerin.“

Zaghaft folgte ihr Agnes in den Flur. „Wollen Sie mir nicht vergeben? Sie thun mir ja so grenzenlos leid!“

Schrill und bitter lachte Hertha auf und schritt gebrochen die Stufen hinunter. Am Gartenthor wandte sie ihr blasses Gesicht, dort in der Hausthür standen die beiden, von Blumen umrankt. Sie sah weg und ging fort.

Ferni.

Zum erstenmal traf ich die beiden in Wiesbaden. Dorthin hatte ich meinen Sohn begleitet; vom Manöver her litt er an Rheumatismus und wollte ihn hier los werden. Im Kurgarten bemerkten wir allmorgentlich einen im Rollstuhl gefahrenen, etwa sechsjährigen Knaben und an dessen Seite einen jugendlich aussehenden Herrn. Die beiden schienen sich viel zu erzählen, oft hörte man sie lachen, und gerade beim Lachen hatte der vermutliche junge Vater etwas selten Gewinnendes.

Sie interessierten mich, und da die alte Excellenz Rollhofen jedermann kennt und alles weiß, bat ich sie um Auskunft und beschrieb ihr das Paar. Schon nach den ersten Worten unterbrach sie mich. „Gewiß, natürlich, das ist der Kuno Dommen. Ach Gott, ist das rührend.“ Und sie holte Atem. „Also die Dommens sind aus Frankfurt, so 'ne Patrizierfamilie. Sie wissen ja, die sich ebensogut wie unsereins vorkommt. Der Vater hatte sich von der Bank zurückgezogen, war von Friedrich Wilhelm dem Vierten geadelt worden und baute sich bei Sankt Goar herum das große Schloß Rheinblick, welches so an Stolzenfels erinnert. Seine Frau war eine Lobingen, eine von den fränkischen Lobingens, und sie hatten nur den einen Sohn. Ehe dieser großjährig war, verlor er beide Eltern und heiratete, ganz jung, eine bildhübsche Cousine, welche bei der Geburt des

ersten Kindes starb. Und als er mal mit dem Ferni spielt und ihn in den Armen hoch empor schleudert, und das Kind vor Vergnügen nur so kreischt, prallt das Köpfchen mit aller Gewalt an den Kronleuchter. Erst hielt man den Kleinen für verloren, dann wurde er durchgebracht, aber eine Gehirnerweichung befürchtet. Schließlich hat er sich geistig normal entwickelt, ist aber hoffnungslos gelähmt. — Nun lebt Kuno Dommen bloß für das Kind, hat alles aufgegeben, seine Stellung am Landgericht in Koblenz, alles, um jeden Winter nach dem Süden zu reisen. Ach, es ist ein Jammer um ihn — ein zu reizender Mensch!"

Es hatte mich kalt überlaufen: meine Schwägerin ließ einst in meiner Gegenwart ihr Kindchen fallen. Gott sei Dank erholte es sich völlig, aber dieser Augenblick und die nachfolgenden Wochen haben mich lange verfolgt. Mit erneutem Anteil beobachtete ich im Kurgarten das Paar; als eines Tages Excellenz Rollhofen vorbeikam, stellte sie ihn vor und von da an verkehrten wir viel miteinander. Näher trat ich ihm aber erst eines Nachmittags im Biebricher Park. Mein Sohn hatte mit einigen andern Herren einen Ausflug nach dem Niederwalddenkmal unternommen. Herr von Dommen hatte jedoch abgesagt, da es dem kleinen Ferni etwas schlechter ging, und so fuhren wir beide mit dem Kind bei prachtvoll warmem Herbstwetter nach Biebrich. Der Kleine saß in der Sonne und spielte mit den Kastanien, welche ihm der Diener sammelte, sein Vater und ich gingen in der uralten Kastanienallee auf und nieder. Jenseits vom etwas verwilderten Rasen schimmerten Schwäne auf dem von herbstlichen Bäumen umschatteten Teich. Auch jetzt kann ich keine Schwäne und fallende goldgelbe Blätter sehen, ohne daß mir Kuno Dommens feingeschnittenes Gesicht vor Augen tritt, so wie er neben mir gehend die traurige Geschichte erzählte und traurig vor sich hinschaute.

Er hatte mir gesagt, so schnell wie ich hätte noch kein

Fremder sich jemals mit Ferni befreundet. Darauf schilderte ich ihm das lange Krankenlager meines so begabten, so anziehenden, armen, verstorbenen Kindes. Vielleicht wurde ich etwas ausführlich und vergoß wohl einige Thränen, aber er war sehr feinfühlig und teilnehmend, meinte, wem es selber so schwer ergangen, könne mit andern empfinden, und so allmählich geriet er auf die eigene Vergangenheit.

... „Da sprechen Leute von der Unmöglichkeit eines vollkommenen Glückes! Die Ilse und ich liebten uns während der Brautzeit mit der ersten warmblütigsten Leidenschaft. Aber in der Ehe wurde unsre Liebe noch weit tiefer, noch weit schöner. Es ging uns ja äußerlich recht gut, wir hatten wohl ziemlich alles, was sich die Menschen meistens wünschen, aber im Vergleich zu unserm In- und Füreinanderleben erschien uns das übrige wie wesenlose Zuthat. Auch genossen wir unser Glück mit Bewußtsein; als das Kind erwartet wurde, empfanden wir, daß nichts, gar nichts uns mangle.

„Am Jahrestag unsrer Verlobung, zehn Tage nach Fernis Geburt, war sie tot.

„Sie war vor ihrem Ende ganz klar und ganz ergeben, so schwer ihr der Abschied auch wurde. ‚Nicht wahr, mir zuliebe wirst du so für unsern Kleinen sorgen, daß ich ihm nie fehle, daß ihm nichts entgeht.‘

„Ich glaubte es zu thun.

„Dann aber kam das Unglück.“

Er erblaßte und die Lippen zitterten. Erst nachdem er seine Stimme wieder vollständig in der Gewalt hatte, fuhr er fort: „Wissen Sie, gnädige Frau, seitdem ist ja manches Jahr vergangen, und in einer Weise, wie man es im ersten Schmerz für ausgeschlossen hält, macht das Leben sich wieder geltend. Aber ich bin kein freier Mann und werde es niemals sein. Alles, was in mir einigermaßen etwas taugt oder taugen könnte, wurzelt in meinem Verhältnis zum kleinen Ferni. Sein durch mich verschuldetes Unglück kann ich nie ab-

wälzen, das Wort, welches ich meiner sterbenden Frau gab, nie einlösen, aber ich kann mich doch wenigstens für ihn hingeben.

„Nun nennen ja alle vernünftigen Leute dies ein phantastisch übertriebenes Sichaufopfern, sie sagen, man wäre nur einmal jung, wäre seiner eigenen Persönlichkeit doch auch etwas schuldig und dergleichen. Wahrscheinlich würde ich einen andern ebenso verständig beurteilen, aber ich weiß, daß mein Leben so und nur so verlaufen kann und muß.

„Allerdings ist es ja recht anders geworden, als wie ich es mir als zwanzigjähriger Mensch gedacht."

Und schweigsam gingen wir im fallenden Laub.

Da tönte das schrille Stimmchen: „Papa, Papa." Er eilte mir voraus, und seufzend betrachtete ich die schön gewachsene, schlanke Gestalt. Zusammen spazierten wir dann unter den beschnittenen Linden vor dem melancholischen verfallenen Schloß der entthronten nassauischen Dynastie; unzählige trübe, ungeöffnete Fenster, von den Zinnen waren viele der so lustig verschnörkelten Statuen gestürzt.

Ferni war ein wenig reizbar, geduldig heiterte sein Vater ihn auf. Es war ein lebhafter, etwas unschöner Junge, hatte nichts Einschmeichelndes noch Zuthuliches im Wesen, aber der leidende Ausdruck des Kindergesichtchens war so rührend, daß man ihm gut sein mußte, und manchmal lächelte er mit dem einnehmenden Lächeln seines Vaters. Oft besprach jener mit mir den Charakter des Knaben, die Schwierigkeiten gerade dieser Erziehung. „Strenge," so meinte er, „ist ja bei Ferni ausgeschlossen, nur durch sein Herz kann ich auf ihn wirken." Mir erschien dieser pädagogische Grundsatz auch in diesem Ausnahmefall recht anfechtbar; ich drang auf die Notwendigkeit der, wenn auch noch so zarten, immerhin festen Hand. Doch überzeugte ich ihn nicht. „Der Ferni ist eben ein eigen entwickelter Charakter in einer eigenen Lage, man darf ihn nicht wie andre Kinder behandeln."

Aber trotz auseinandergehender Meinungen hatte ich doch sein Vertrauen erworben, gern erklärte er mir alle Kurversuche, alle ärztlichen Hypothesen. Anscheinend hatte er diese Fragen ziemlich eingehend studiert, und auch auf anderen Gebieten überraschten uns seine klaren und festbegründeten Ansichten. Neben der neuesten Kunst und Litteratur, hatte die Sozialpolitik ihn am meisten gefesselt; mein Sohn macht selber etwas in Staatssozialismus und ärgerte sich fast über Dommens gründliches Wissen. „Wenn er sich nur der Sache widmete, wir haben gescheite, unabhängig gestellte Leute so bitternötig! Vielleicht nimmt der liebe Gott dieses kreplige Wurm bald zu sich," schloß er mit dem sehr unechten Cynismus unsrer jungen Männer.

Wir schieden mit allseitigem, herzlichem Bedauern. Zu Weihnachten schickte ich dem kleinen Ferni die neuesten Ausschneide- und Klebebogen, zu Neujahr erhielt ich von Dommen einen warmen, ausführlichen Brief und im Laufe des Winters trafen Anemonen aus San Remo für mich ein. Aber dann, wie es so geht, verlor sich der Faden, und wir hörten vier Jahre nichts von ihm, bis er eines schönen Tages in Berlin bei uns vorsprach. Er sei mit dem Kleinen in der Bergmannschen Klinik, eine mit Elektricität verbundene Kur würde versucht. Nein, besser ginge es leider noch nicht, etwas auf und ab, aber vom Flecke wäre man noch immer nicht gerückt.

Nun sahen wir uns oft; da wir im Erdgeschoß wohnten, konnte auch der Kleine leicht in seinem Rollstuhl heraufbefördert werden. Was war der Kuno Dommen doch anregend und anziehend! Nach der Wiesbadener Zeit wollte mein Mann seinen Namen gar nicht hören, behauptete, das wäre wohl so ein „Gefühlssimpler, recht geschaffen, um weichherzige Frauen zu bestechen". Jetzt aber konnte ich triumphieren, jetzt geriet mein guter, im Grunde sehr anerkennender Bernhard gänzlich unter Dommens Zauber.

Ich aber ängstigte mich innerlich um unsern Freund. Ich fand ihn aufgelegter, lebhafter wie damals, jedoch so zersplittert, jedoch so zerfallen! War das auch ein Dasein für einen zweiunddreißigjährigen kräftigen, begabten jungen Mann! Die einzig mehr oder minder normale Zeit bildeten die paar Dienstübungen bei den Düsseldorfer Kürassieren, und bei jeder dieser Gelegenheiten hatte es Nervenkrisen des Kleinen gegeben. Nur monatweise lebten sie auf dem schönen Schlosse Rheinblick, wo die Weinberge und alles andre verpachtet waren und das große Gebäude hausfrauenlos ungemütlich erschien. Dann die Winter im Süden und dann Meran oder Norderney oder eine Charcotsche Konsultation in Paris. „Wo sich der Papa aber himmlisch unterhielt," wie Ferni altklug bemerkte.

Ja, der kleine Ferni!

Für seine zehn Jahre war er unheimlich aufgeweckt; statt Freimarken zu sammeln, oder Indianergeschichten zu verschlingen, las er mit Vorliebe Romane oder horchte dem Gespräch der Erwachsenen. Oft mischte er sich in dieses ein, legte eine vorwitzige Schlagfertigkeit an den Tag. Nur zu deutlich erkannte ich, wie er bei solchen Bemerkungen auf die belustigten Neckereien der Großen rechnete. Ich erkundigte mich nach seinem Stundenplan, er lernte leicht, aber ungern. Oft hatte man schon mit Hauslehrern gewechselt, er schloß sich an keinen an, auch nur selten an andre und dann nur an weit ältere Kinder, wollte beinahe nur seinen Vater, oder allenfalls seinen ihn vergötternden Diener Plusow um sich dulden. Unzweifelhaft liebte er seinen Vater, aber gibt es in solcher Liebe nicht ebensoviele Strahlenbrechungen, ist solche Liebe nicht fast ebenso leicht verzerrt und verunedelt, wie diejenige zwischen Mann und Frau? Nur der ausschließliche Besitz des Vaters genügte ihm; daß dieser abends ausging, konnte er ja nicht verhindern, aber er litt an quälender Eifersucht, wenn jener sich

länger wie gewöhnlich von ihm entfernte, sich mehr wie gewöhnlich mit andern Leuten abgab. Vom Vater verlangte er das Unmöglichste, was bot er als Gegengabe dar? Wenig Zärtlichkeit, noch weniger Dank.

So unmöglich es gerade mir früher erschienen wäre, hier verkehrte ich täglich mit einem armen kranken Kind und fast eine Abneigung entwickelte sich in mir. Allerdings auch Mitleid. Ich gedachte des Spruches der Marie Ebner-Eschenbach: „Verwöhnte Kinder sind die unglücklichsten, sie lernen schon in jungen Jahren die Leiden des Tyrannen kennen."

Inwiefern begriff Kuno Dommen die Lage, inwiefern litt er darunter? Ich wurde mir hierüber nicht recht klar, hätte auch nicht eingehend und allein mit ihm gesprochen, da außer meinem Mann die zum Besuch bei uns wohnende Schwägerin meines Sohnes immer zugegen war. Wir hatten einen äußerst hübschen, ungezwungenen Verkehr, besuchten gemeinschaftlich Ausstellungen, Reichstagssitzungen, Konzerte, Theater, oft verbrachte er den Abend auch ganz gemütlich bei uns. Diese hochgradige Anhänglichkeit wurde mir aber eines Nachmittags erklärlich. Der kleine Ferni hatte seinem Vater einen längeren „Urlaub" gegeben, es war ein sonniger Tag, Ende Februar, aller Schnee war fortgetaut und wir gingen in der milden, winterlichen Totenstille am Havelufer spazieren. Mein Mann und ich haben immer den Grunewald gemocht und ihn ganz nett gefunden, aber augenscheinlich sind wir recht zurückgeblieben, denn die Ekstase dieses verwöhnten Rheinschloßbesitzers und Europareisenden war uns äußerst überraschend und wenig einleuchtend. Er war ganz hin. „Nein, diese in die Unendlichkeit verschwindende Welt der violettgrauen Stämme, diese fern vorbeiziehenden hohen, weißen Segel, diese breite schwermütige Wasserfläche mit den matt dämmernden Ufern!"

Die Adda, welche zum Malen in Berlin war, schwärmte im selben Ton.

„Im Atelier ist eine Schweizerin, als sie zum erstenmal Tegel und Saatwinkel erblickte, hat sie fast geweint und sagte, das Eis wäre in ihr geschmolzen, bis jetzt hätte sie die Natur nur verstandesgemäß bewundert, aber diese hier ‚spräche zu ihrer Seele'." So gingen die beiden in der lebhaftesten Unterhaltung vor uns her. Und wie es bei Eheleuten, die bereits ihre silberne Hochzeit gefeiert haben, öfters vorkommt, dachten wir dasselbe, sahen das Paar an und uns an und lächelten. Ich kann gar nicht sagen, wie unbeschreiblich mich der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit erfreute. So oft sagt man, zwei Menschen seien füreinander geschaffen, aber hier war es doch thatsächlich der Fall; hier war es für beide ein gleiches Glück.

Ich mochte die Adda so gern, und sie that mir leid. Verwaist und blutarm, stand sie jetzt mit siebenundzwanzig Jahren zwischen der Alternative, bei ihren verheirateten Geschwistern abwechselnd zum Besuch herum zu wohnen, oder in einem holsteinischen Stift ihr Leben zu beschließen. Dabei war sie äußerst feinfühlend und liebenswürdig, sehr pflichttreu, sehr echt. Ohne schön zu sein, hatte sie sowohl Rasse, wie eine gewinnende Anmut, hatte dem Kuno Dommen doch anscheinend gefallen. Und wie herrlich für ihn! Eine Frau, die seinem Kind die liebevolle, gewissenhafte Mutter wäre, eine Frau, die ihn verstehen würde, seine Interessen teilen könnte und dabei ihm den festen, sicheren Halt verliehe.

Wunderschön malte ich mir alles aus, glaubte auf Wolken zu wandeln und sah verklärt vor mich her.

Als wir uns trennten, war er sichtlich aufgeregt, sie aber verschlossen, zurückhaltend und befangen. Ich beschwor meinen Mann, sie nicht zu necken, er versprach es, und trotz seiner Vorliebe für harmlose Anzüglichkeiten hielt er mannhaft sein Wort. Am nächsten Abend hatten wir uns zu einem populären Philharmoniekonzert verabredet; bei diesen

Gelegenheiten wären die Logen nie überfüllt, da könne Plusow den kleinen Ferni leicht heraufbringen.

Die Phantastische Symphonie von Berlioz wurde vom Klindworthkonzert her wiederholt; mir eine der beängstigendsten Kompositionen, die ich kenne, aber Dommen liebte sie, und Adda wünschte, sie kennen zu lernen. Mein Mann blieb natürlich zu Haus, seit unsrer Verlobung hat man ihn noch in keinem Konzert erblickt. In der heitersten Stimmung verlief das Mittagessen; wir fuhren nun nach der Bernburgerstraße, richteten Ferni möglichst bequem in seiner Logenecke ein, wobei Adda eine zurückhaltende, mir jedoch bemerkbare, sanfte Fürsorge an den Tag legte.

Erst wurde das mir so sympathische, frühlingsfrische Siegfriedidyll gegeben, dann etwas edel sinnlich Hinreißendes von Weber. Ich saß beim Kleinen, neben mir war ein leerer Platz, dann kam Kuno Dommen und darauf Adda. Sie sprachen leise zusammen, ihren Augen, ihren Lippen, ihrem ganzen Wesen sah ich die glückliche Erregung an. Als ich später meinem Mann darüber berichtete, konnte ich keine Thatsachen anführen, aber vollkommen sicher wußte und weiß ich, daß die beiden sich damals, wenn auch wohl ohne eigentliche Aussprache, gefunden hatten.

Sowie die Pause vor der Symphonie begann, setzte sich Adda zum kleinen Ferni und frug ihn freundlich, ja liebevoll, wie ihm die Musik gefallen hätte. Und da bemerkten wir, daß sein Gesicht sich entstellte, er wurde feuerrot und von den leidenschaftlichsten Gefühlen verzerrt. Er antwortete kurz und unhöflich, rief seinen Vater herbei, welcher sehr verlegen ihm besänftigend die Hände streichelte und ihm irgend was erzählte. Adda und ich saßen zusammen, ich machte krampfhafte Bemerkungen über den neuen Dirigenten, über den Zug in den Logen und über die komischen Tischgruppen unten im Saal. Die Pause schien mir endlos. Dann strömten schwarz die Musiker auf

die Estrade, rückten ihre Noten zurecht und der Kapellmeister näherte sich seinem Pult. Wir nahmen unsre Plätze wieder ein, Kuno Dommen stand auf, um sich wie vorhin neben Adda zu setzen. „Nein, Papa," rief heiser der kleine Ferni und erhob sich, soweit er es vermochte, „du sollst nicht zu Fräulein von Lomnitz!"

„Ferni, was fällt dir ein," sagte Herr von Dommen leise und streng.

„Du sollst nicht mit ihr sprechen, weder jetzt noch jemals," und er brach in heftige Thränen aus.

„Ferni, du bist aufgeregt und weist deshalb gar nicht, wie ungezogen du dich benimmst, wenn du ruhiger bist wirst du um Entschuldigung bitten!"

„Nein, nein," schluchzte er und sah Adda haßerfüllt an, „ich weiß recht gut, was ich sage und warum ich es sage. Sie soll nicht zu uns gehören, niemand soll zwischen uns kommen. Du mußt bei mir bleiben, nur bei mir bleiben, sonst liebst du mich nicht!"

Zögernd, ergrimmt, beschämt rückte Herr von Dommen einen Sessel an den Rollstuhl heran. Das Kind ergriff seine Hand und starrte ihm ins Gesicht.

Ich stand auf und setzte mich zu Adda. Natürlich sah ich sie nicht an, aber ihre Hände, welche auf der Brüstung das Konzertheft hielten, zitterten und mit einer plötzlichen Bewegung faltete sie beide übers Knie.

Mein Herz, mein Gehirn waren zugeschnürt und leer. Es war vorbei, das fühlte ich instinktiv. Adda war stolz, wie nur arme Menschen es sind, aber selbst wenn sie diese Demütigung vergessen hätte, was war dieser Auftritt anders, als die grelle Beleuchtung unverrückbarer Thatsachen. Sie, sowohl wie er, wie ich, hatten optimistischerweise die sieghafte Berechtigung einer reinen, schönen Neigung überschätzt, hatten die Sachlage zu leichthin genommen. Jetzt kam der Schiffbruch; gegen all diese unselig verkehrte Liebe, gegen

die eiserne Logik jahrelanger, verhängnisvoller Gewohnheiten zerprallte Hoffnung und Glück.

Wie grauenvoll war die nun erfolgende Stunde. Diese spukhaft, alpdrückende Musik und dieses hypnotisierende Wahnsinnstraummotiv. Vor unsern traurig erregten Augen die grelle Alltäglichkeit der behaglich am Tische sitzenden Menge; strickende Mütter, geputzte Töchter, aufgeschwemmte Studenten, leise mit Bier herumhuschende Kellner.

Als der Symphonieschluß sich näherte, sah ich nachdrücklich nach der Uhr, flüsterte vornehmlich der Adda zu, wenn es ihr nicht unangenehm wäre, wollten wir jetzt aufbrechen, ich hätte meinem Mann frühes Nachhausekommen versprochen. Mit dem letzten Accord erhoben wir uns schnell, ich schüttelte Herrn von Dommen hastig die Hand, Adda grüßte höflich von weitem und wir verließen die Loge. An der Thüre hakte sich Addas Aermel an der Klinke fest, ich half ihr und sah, wie Kuno Dommen schmerzlich nach ihr heraufstarrte; sie wandte den Blick. Wir sprachen kaum ein Wort, und zu Hause angekommen, ging sie gleich auf ihr Zimmer.

Was für Kämpfe in ihm vorgingen, was für Auftritte und Erklärungen und Beschwichtigungsversuche zwischen Vater und Sohn stattfanden, werde ich ja niemals erfahren. Wer ihn und die Adda zusammengesehen hat, weiß, wie schwer es ihm werden mußte, zu verzichten, in so wenig würdevoller Weise zu verzichten.

Am nächsten Tag kam er nicht, am Tag darauf schickte er Blumen, schrieb, Professor Bergmann gedächte Ferni Ende der Woche zu entlassen, er selber würde auf jeden Fall vor seiner Abreise herankommen.

„Allerdings werde ich Ihnen weder dann, noch jemals genügend für alle empfangene Güte zu danken vermögen.“ Zwei Tage lang hörten wir nichts von ihm, dann am Freitag machte er Besuch, zur Zeit, in der, wie er wußte, mein

Mann und ich stets spazieren gehen. Er frug nur nach mir und hinterließ feierliche Abschiedskarten.

Ich war froh, wie er fort war; bis dahin konnte die Spannung nicht weichen. Ich beobachtete, wie Adda bei jedem Hausthürklingeln zuckte, bei jeder Postankunft nervös nach den Briefen blickte. Sie sah jammervoll aus. Was mag sie in den Tagen, in den Nächten in ihrem so freundlich mit Blumen und Photographieen geschmückten Zimmerchen durchgemacht, durchgelitten haben. Natürlich hätte er sich schriftlich oder mündlich mit ihr auseinandersetzen müssen. Er wird es sich ernstlich überlegt haben, und vielleicht aus ehrlichster Ueberzeugung, vielleicht aus sittlicher Feigheit das Schweigen erwählt haben. Für ihn war das zweifellos leichter, und ich glaube nicht, daß Männer sich oft in die Gefühle von Frauen hereinversetzen.

Ich hütete mich wohl, die Angelegenheit auch nur auf das leiseste zu berühren, statt wie früher den fröhlichen Neckereien meines Mannes vorzubeugen, mußte ich ihn bitten, in Addas Gegenwart nicht zu gedrückt zu erscheinen, den Kuno Dommen nicht anders wie früher zu erwähnen. Waren wir allein, brach er schonungslos über diesen den Stab. „Vor allem muß ein Mann ein Mann sein, Kinderwärterin spielen ist nun mal für unsereins kein passender Beruf. Er hat die Adda auch gar nicht verdient, ich habe keine Spur Achtung für ihn übrig." Begreiflicherweise war mein Urteil milder. Ich gedachte seiner Worte: „Was nur irgend in mir gut ist oder sein könnte, wurzelt in meinem Verhältnis zum Kleinen. Ich bin nicht frei und werde es niemals sein. Fernis durch mich verschuldetes Unglück kann ich nicht abwälzen, aber ich kann mich wenigstens hingeben."

* * *

Als ich in diesem Herbst mit meinem Mann in Wiesbaden war, erblickte ich eines Morgens auf der Kaiserstraße

das wohlbekannte Gesicht des guten Plusow. Wir begrüßten uns erfreut.

„Na, wie geht es denn bei Ihnen?“

„Danke unterthänigst, doch so ziemlich. Nach Professor von Bergmann war es ja mit dem einen Arm etwas besser, aber der Rücken ist immer egal. Jetzt ist er bald vierzehn, und hat 'nen Willen ... oh jeh! Und furchtbar gescheit! So 'ne ganze Liste von ollen Kaisern schnurrt er nur so herunter, aber ordentlich lernen mag er nich oft, un mit all den neuen Hauslehrern ist es immer dieselbe Quälerei.“

„Und was macht der gnädige Herr?“

„Danke unterthänigst, ganz gut. Wir waren mal ausnahmsweise den ganzen Frühling und Sommer auf Rheinblick.“

„Das war mal schön.“

„Ach ja,“ aber er lächelte etwas zweifelnd. —

Zum Kaffee war ich bei der alten Excellenz Rollhofen und erwähnte sofort unsern gemeinsamen Freund.

„Er wollte heute nachmittag noch herankommen. Hm. Es geht nicht gerade besser. Der Junge ist, Gott verzeih's mir, ein kleiner Satansknochen; Dommen ist noch immer sein Sklave, und wie jeder Sklave sucht er sich zu entschädigen. Den Sommer über hatte er Tanten und Schwägerinnen mit ihren Familien bei sich zu Besuch, aber lange hielten sie es nicht aus ... Von wegen der ‚Bibliothekarin‘ ... Ja, ja! Schließlich ist er ja auch nur Sechsunddreißig.“

„Und was machen seine Beschäftigungen?“ fragte ich in der Hoffnung, Erfreulicheres zu vernehmen.

„Ich weiß nicht recht; er erwähnt ja allerhand Pläne und Entwürfe. Ich glaube nicht, daß viel dabei herauskommt. Der Professor Binneg, der früher so große Stücke auf ihn hielt, zuckt jetzt die Achseln und nennt ihn einen wohlmeinenden Dilettanten.“

Es kam andrer Besuch und schließlich auch Kuno

Dommen. Ich zog ihn in den Erker und wir plauderten wie früher, oder fast wie früher. Anscheinend wünschte er sich nach Adda zu erkundigen und wußte nicht recht wie. Endlich fragte er: „Und Fräulein von Lomnitz hat sich verheiratet? Geht es ihr gut?"

„Oh ja, danke schön," antwortete ich etwas matt. Meinen wirklichen Eindruck durfte ich ja nicht sagen. Ueberhaupt denke ich, allerdings oft, aber nie gern an die Adda. Nach dieser Sache mit Dommen war sie sehr gefaßt, aber sehr gebrochen. Da hielt ein Jugendfreund, ein Hauptmann von Scholz, um sie an; ein tüchtiger, nur besonders unbeliebter Offizier, pflichttreu, aber nörgelnd, nervös und hypochondrisch. Dankbar empfand sie seine Treue; ihre Lage war recht freudlos, so sagte sie zu. Hätte sie ihn glücklich gemacht, würde ihm das, glaube ich, genügt haben. Aber er ist ebenso mißmutig und reizbar wie je.

Eine Pause war entstanden. Jetzt begann Herr von Dommen: „Wenn Sie ihr einmal schreiben . . ." Aber er führte den Satz nicht zu Ende. Unterdessen hatten sich Excellenz Rollhofens Besucher verabschiedet und sie setzte sich zu uns. Für ihre neunundsiebzig Jahre ist sie noch fabelhaft frisch, ihrer allseits gefürchteten Offenheit ist sie sich gewiß selber nicht immer bewußt. Wir sprachen über den kleinen Ferni, über seine Gesundheit, seine Erziehung, seine Entwickelung. Er seufzte: „Es ist eine äußerst schwierige Aufgabe."

„Ja, lieber Herr von Dommen," meinte die Excellenz. „Sie allein haben sich die Aufgabe so erschwert. Sie haben viel auf dem Gewissen. Nicht nur Ihr eigenes, doch etwas nutzloses und verfehltes Leben, auch natürlich nicht Fernis Unfall. Aber durch Ihre Schuld ist er ein verzogener, unglücklicher Egoist geworden, und das muß sich ja rächen."

Mit fahlgrauem Gesicht stand er auf.

Ende.

Neunter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3.	Savage, Meine offizielle Frau.
4.	Zehren, Sein Genius.
5. 6.	Croker, Ein Zugvogel.
7.	Filon, Violette Merian.
8.	Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10.	Gordon, Ein puritanischer Heide.
11.	Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12.	Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14.	de Berkerey, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15.	Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16.	de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19.	Malot, Heimatlos.
20.	v. Heigel, Baronin Müller.
21.	Mairet, In guter Hut.
22.	Eckstein, Das Kind.
23. 24.	Warden, Das Haus am Moor.
25.	Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26.	Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3.	v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4.	St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5.	Schubin, Schatten.
6. 7.	Croker, Unerwartet.
8.	Franzos, Ein Opfer.
9. 10.	Nielsen, Die Möwe.
11.	Simmy, Geopfert.
12.	Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14.	v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15.	Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16.	Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18.	Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19.	v. Roberts, Lou.
20.	Lie, Hof Gilje.
21. 22.	de Marchi, Don Cirillos Hut.
23.	Schultz, Jean von Kerdren.
24.	Villinger, Unter Bauern.
25. 26.	Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Das Recht des Kindes.
3.	v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4.	Peard, Mademoiselle.
5. 6.	Bourget, Kosmopolis.
7.	Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8.	Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10.	Bock, Simson und Delila.
11.	Jókai, Die gelbe Rose.
12.	Gréville, Verloren.
13. 14.	Croker, Zwei Herren.
15.	de Amicis, Eine Schultragödie.
16.	Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18.	Spielhagen, Susi.
19.	Tim.
20.	Munch, Frauen.
21. 22.	de Berkeley, Die alte Geschichte.
23.	v. Heigel, Der Sänger.
24.	Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26.	Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band	
1. 2.	v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3.	Ottolengui, D. Kameenknopf.
4.	Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6.	Benson, Dodo.
7.	Zehren, Die Brüder.
8.	Howells, Pflichtgefühl.
9. 10.	v. Roberts, Revanche!
11.	Serrao, Pinsel und Meißel.
12.	v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14.	Rameau, Das Magdalenenhaar.
15.	Moore, Der Verkauf einer Seele.
16.	Savage, Wandelbilder.
17. 18.	Spielhagen, Selbstgerecht.
19.	Jerome, Roman-Studien.
20.	Busse, Jugendstürme.
21. 22.	Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23.	van Horst, Verbotene Frucht.
24.	Moeller, Gold und Ehre.
25. 26.	Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band
1. 2. Voß, Villa Falconieri.
3. Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten.
4. Hopfen, Die Siegerin.
5. 6. Croker, Eine dritte Person.
7. Gyp, Flederwischs Heirat.
8. Bigot, Eine internationale Ehe.
9. 10. Gerbrandt, Sich selber treu.
11. Loti, Islandfischer.
12. Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.

Band
13. 14. Rod, Die weißen Felsen.
15. von Heigel, Der Herr Stationschef.
16. de Berkeley, Ein Reiseabenteuer.
17. 18. Savage, Die Hexe von Harlem.
19. Verga, Königstigerin.
20. Boyesen, Selbstbestimmung.
21. 22. Mengs, Frost im Frühling.
23. Niemann, Smaragda.
24. Croker, Lady Hildegard.
25. 26. Luska, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band
1. 2. von Wolzogen, Der Kraft-Mayr.
3. Böhlau, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten.
4. Mathers, Das Bäschen vom Lande.
5. 6. Ohnet, Der Pfarrer von Favières.
7. 8. Schubin, Die Heimkehr.
9. de Tinseau, Vergessene Pflicht.
10. Hyne, Gauner-Ehre.
11. de Amicis, Liebe und Gymnastik.

Band
12. 13. Croker, Ein Millionär.
14. Brada, Im Joch der Liebe.
15. Böhlau, Verspielte Leute.
16. Robinson, Die goldene Hand.
17. 18. von Roberts, Die schöne Helena.
19. Murray, Der Bischof in Not.
20. Gréville, Das Geständnis.
21. 22. White, Korruption.
23. Vincent, Künstlerblut.
24. Merrick, Eine persönliche Ansicht.
25. 26. Golowin, Die Nihilistin.

Fünfzehnter Jahrgang.

Der Väter zweie. Von Hans Hopfen. 2 Bände.

Der so allgemein beliebte Autor bewährt sich in diesem neuen Roman wieder als ein Erzähler ersten Ranges. Mit regster Teilnahme folgt der Leser dem spannenden Faden der reichbewegten Handlung dieser so recht aus dem modernen Großstadtleben geschöpften Geschichte, in deren Personen uns Menschen voll individuellen Lebens entgegentreten.

Um eines Haares Breite. Von Headon Hill.

Eine englische Zeitung schreibt über diesen spannenden Roman: „Wem seine Nachtruhe lieb ist, der fange dieses Buch nicht vor Schlafengehen zu lesen an, denn er wird es schwer finden, es wieder wegzulegen, bevor er zum Schlusse gelangt ist."

Willibald Menz. Lavafluten. Von Ernst Eckstein.

In einem packenden Beispiel aus dem Leben behandelt der allbeliebte Erzähler in der ersten der beiden Novellen das vielerörterte Problem des Zweikampfes, während er uns in der zweiten einen nicht minder fesselnden tragischen Konflikt aus dem italienischen Volksleben schildert.

Nimrod & Cie. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In wirksamem Kontrast stellt Ohnet in diesem vorzüglichen Pariser Kultur- und Sittenbild der vierschrötigen Gestalt des Bankiers Nunno, den wir schon in mehreren seiner Romane als köstliche Nebenfigur kennen gelernt haben, das zarte Bild der lieblichen Tochter des Emporkömmlings gegenüber.

Der alte Herrenhof. Von Mathilde Malling. Aus dem Schwedischen.

Mit der ganzen Kunst ihrer Feder erzählt uns die berühmte schwedische Schriftstellerin hier eine anziehende Familiengeschichte, die so ganz aus dem Leben gegriffen ist und so ganz den Stempel der Wahrheit trägt, daß es einem beim Lesen warm ums Herz wird, weil man mit den auftretenden Personen liebt und leidet, hofft und fürchtet, ihnen wie lieben Verwandten nahetritt und am Schlusse nur ungern von ihnen Abschied nimmt.